





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Finale in der Knochengrube

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Finale in der Knochengrube

John Sinclair Nr. 406

von Jason Dark

erschienen am 15.04.1986

Titelbild von J.Warhola

Sinclair Crew

Finale in der Knochengrube

Als Tschigin unsere ernsten Gesichter sah, grinste er. Aus dem Hintergrund gesellte sich eine weitere Person zu uns. Es war unser Freund Wladimir Golenkow. Tschigin begrüßte ihn mit einem heftigen Nicken.

»Sollen wir nicht hineingehen?«

»Wie Sie meinen«, sagte ich.

Der Oberst lachte freudlos. »Eigentlich sind wir nicht weiter als vorher. Es hat sich wenig verändert.«

»Bis auf die Toten«, widersprach Lady Sarah.

Tschigin hob die Schultern. »Was wollen Sie? Diese Männer waren in der Ausbildung. Man konnte ihren Status mit dem eines Soldaten vergleichen. Sie mussten immer darauf gefasst sein, für ihr Vaterland zu sterben.«

»Toll, wie sich das anhört!«, erklärte die Frau voller Spott. »Wirklich, ich könnte lachen, wenn es nicht so traurig wäre.«

Der Oberst hörte nicht hin. Er winkte lässig ab und schritt die Stufen hoch.

Bevor wir ihm folgten, hielt ich Wladimir fest. »Was haben wir zu erwarten?«

Der KGB-Mann strich über sein glattes Haar. »Was haben wir zu erwarten?«, wiederholte er. »Tschigin wird seinen Triumph auskosten. Er befindet sich in einer euphorischen Stimmung.«

»Davon habe ich nichts bemerkt«, meinte Suko.

»Ich kenne ihn. Er hat sogar gegrinst. Das tut er sonst nie. Der ist normalerweise wie ein Eisschrank.«

»Auch die kann man auftauen«, erklärte Lady Sarah voller Trotz und schüttelte sich, als hätte sie jemand mit kaltem Wasser übergossen. Ihr Gesicht nahm einen harten Zug an, sie blickte starr geradeaus auf die Treppe, die wir hinaufschritten, um in das als Agentenschule umfunktionierte Kloster zu gelangen.

Wie es weitergehen sollte, wusste ich tatsächlich nicht. Wir hingen hinter dem Eisernen Vorhang fest. Uns stand zwar Wladimir Golenkow zur Seite, der aber musste auf Tschigin, seinen Vorgesetzten, hören, und der Oberst war auf Wladimir nicht gut zu sprechen, da sich dieser nicht auf seine, sondern auf unsere Seite geschlagen hatte.

Es lief also nicht gut.

Am meisten musste Sarah Goldwyn leiden, obwohl sie es nicht zeigte.

Sie hatte Strapazen auf sich genommen, war von dem verstorbenen Rasputin als Geistführerin auserwählt worden und hatte mit ansehen müssen, wie das Testament durch den grünen Opferdolch, der dem Götzen Baal gehörte, zerstört wurde.

In der Halle war es kaum wärmer als draußen. Ich schloss die Tür.

Oberst Tschigin hatte die Tür zu dem Zimmer, in dem er mit uns reden wollte, nicht verschlossen. Wir sahen ihn hinter einem protzigen Schreibtisch sitzen und hörten seine sonore Stimme. »Treten Sie doch näher.«

»Da ist wenigstens geheizt«, sagte Wladimir. »In diesem Raum empfängt er immer die Besucher.«

»Ah so.«

»Aber bildet euch nichts darauf ein. Der Kerl ändert von einem Augenblick zum anderen seine Laune.«

Lady Sarah übte sich in schwarzem Humor. »Wenn ich den zum Mann hätte, würde ich ihn vergiften und nicht erschießen.«

»Wieso?«, fragte Suko.

»Weil der keinen Schuss Pulver wert ist.«

Wir mussten uns das Lachen verbeißen. Ich war trotzdem froh, dass die Horror-Oma ihren Humor nicht verloren hatte, nach allem, was sie hinter sich hatte.

Das Zimmer war nicht nur wesentlich größer als das Büro, in dem wir Tschigin zuerst gegenüber gesessen hatten, sondern auch wesentlich besser eingerichtet. Zwei Lenin-Bilder schmückten die

Wände.

Tschigin paffte an einer Zigarre. »Aus Kuba«, sagte er, nahm sie aus dem Mund und betrachtete sie prüfend. »Ich gönne mir nur eine, wenn ich einen Sieg errungen habe.«

»Und das haben Sie jetzt?«, fragte ich.

Tschigin beugte sich vor. »Ja!«, knallte er uns seine knappe Antwort entgegen.

Suko, Lady Sarah und ich hatten uns hingesetzt. Wladimir war stehen geblieben. Ihm wurde kein Platz angeboten, dafür durfte er Wodka und Gläser für uns alle holen.

»Ich möchte mit euch anstoßen«, sagte der Oberst. »Und zwar darauf, dass ich der Stärkere geblieben bin. Den ganzen Quatsch könnt ihr vergessen, und dieser komische Dolch ist auch verschwunden. Also trinken wir, und dann sehen wir weiter.«

Suko beugte sich vor. »Wie weit?«

Tschigin paffte eine dicke Wolke und hob die Schultern. Der Sessel, in dem er hockte, war viel zu groß. »Ich bin mir noch nicht sicher, ob ihr nicht doch Spione seid. Das wird sich alles herausstellen, wenn sich die Verhörexperten einschalten.«

»Es wäre Freiheitsberaubung«, sagte ich.

»Nein, nicht hier. Unser Land muss sich schützen. Viele wollen den sozialistischen Fortschritt sabotieren. Dem muss man einen Riegel vorschieben, das ist alles.«

Wladimir reichte uns die Gläser. Einen Schluck konnten wir wirklich vertragen. Auch Sarah Goldwyn.

Der Oberst nahm die Flasche und goss sein Glas fast bis zum Rand voll.

»Hat der große Vorsitzende den Wodka nicht verboten?« Ich konnte es mir nicht verkneifen, die Frage zu stellen.

»Nein, nicht ganz. Verdiente Männer, zu denen ich mich zähle, dürfen trinken.«

»Aber nur in Maßen«, sagte ich spöttisch.

»Sei nur nicht so überschlau, Engländer. Dir wird man noch einiges bis zum Stehkragen aufreißen, das kann ich dir versprechen. Vielleicht verschwindest du auch in irgendeinem Arbeitslager.«

Ich enthielt mich diesmal eines Kommentars und schüttelte nur den Kopf. Wladimir reagierte ebenso, aber der Oberst sah es nicht, denn er schüttete den Wodka wie Wasser in seine Kehle. Als er das Glas absetzte, war es zur Hälfte leer.

»Das tat gut«, stöhnte er und fuhr sich über den Bauch, während er breit grinste.

Wir hatten nur an dem »Stoff« genippt. Brennend interessierte uns, was uns der Oberst erzählen wollte. Er wollte gerade loslegen, als ihn etwas störte.

Auch uns waren die Stimmen draußen in der Halle aufgefallen. Sie waren gut durch die dicke Holztür zu hören.

Tschigin verzog verärgert die Mundwinkel und wies Wladimir Golenkow an, nachzusehen.

Der KGB-Mann ging zur Tür. Er hatte schon die Hand ausgestreckt, als das passierte, was man in dieser Schule als eine Art Todsünde ansehen konnte. Jemand hatte sich von der anderen Seite gegen die Tür geworfen und sie aufgedrückt.

Golenkow wich zurück. Tschigin sprang wie ein Kastenteufel in die Höhe. Seine Augen sagten mehr als tausend Worte. Und seine erbarmungslosen Blicke trafen den Soldaten, der über die Schwelle getaumelt war.

Der Mann ging gebückt zwei, drei Schritte, hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten, und wuchtete erst dann seinen Oberkörper in die Höhe.

Wir hatten uns umgedreht und sahen sein Gesicht.

Es war eine blutige Masse.

Die rechte Seite war eine einzige klaffende Wunde. Sie war durch irgendeinen Gegenstand gerissen worden, und ich dachte sofort an Baals Opferdolch.

»Verdammt, was ist?«, schrie Tschigin.

Der Mann taumelte an uns vorbei auf den Schreibtisch zu, erreichte ihn und klammerte sich an der Kante fest, während er mühsam den Kopf hob und versuchte, Meldung zu machen.

Längst hatten Suko und ich ihn gestützt. Die Worte, die er sagte, verstanden wir nicht, aber Tschigin hatte sie gehört, und sein Gesicht zeigte einen verwunderten Ausdruck.

»Was hat er gesagt?«, fuhr ich den Offizier an.

Nicht Tschigin gab die Antwort, sondern Wladimir Golenkow, der hinter uns stand. »Er hat von gewaltigen Vögeln gesprochen, die das Kloster umkreisen und ihn dann angegriffen haben.«

Wir ließen ihn los, denn er war bewusstlos geworden. Vor dem Schreibtisch legten wir ihn behutsam zu Boden.

Suko schaute mich starr an, während Tschigin den Telefonhörer abnahm. Mochte der Teufel wissen, wen er jetzt anrufen wollte.

»Vögel, John«, sagte Suko, »verstehst du das?«

»Möglich«, antwortete ich knapp, denn mir schoss plötzlich etwas durch den Kopf. Ich erinnerte mich an eine ganz bestimmte Sache, die zwar nicht so lange zurücklag, die mich jedoch tief in die Vergangenheit geführt hatte. Ich hatte im Körper eines anderen gelebt. Ich war Torkan gewesen, der Barbar!

Diese Erinnerung verglich ich mit einem kurzen Adrenalinstoß, der durch meine Adern raste. Ich wusste nicht, aus welchem Grund dieses Bild plötzlich auftauchte, es war auch schnell wieder weg, und ich

hörte Sukos Frage.

»Was war denn?«

Ich winkte ab. »Nichts von Bedeutung. Komm endlich mit. Wir haben schon zu viel Zeit verloren.«

An der Tür vernahmen wir noch die Stimme von Oberst Tschigin. »Ich habe unseren Arzt alarmiert!«

Wenigstens handelte er hin und wieder menschlich. In der Halle brannte der Leuchter. Der Soldat war durch den Raum gewankt. Wir sahen Blut auf dem Boden.

Von draußen hörten wir vereinzelt Schüsse. Das Peitschen der Gewehrschüsse rollte hell und scharf zwischen den Mauern.

Jemand schrie laut Befehle. Wieder wurde geschossen, und ich hielt Lady Sarah zurück, die sich ebenfalls an der Ausgangstür drängte. »Bleib in Deckung!«

»Aber wieso?«

»Es wird geschossen, Sarah.«

»Schon gut, John.« Wenn es darauf ankam, war die Horror-Oma vernünftig, so gern sie sich auch von der Gefahr anziehen ließ. Wladimir, Suko und ich hatten die Tür erreicht. Wir hatten die Berettas gezogen. Durch den breiten Spalt pfiff uns der kalte Wind ins Gesicht. Die Temperatur war noch weiter gesunken. Ich hatte das Gefühl, als wäre der Frost über das Land gefallen, um alles erstarren zu lassen.

Die Schüsse waren verstummt. Trotzdem erlebten wir eine geisterhafte Szene. Sie kam mir vor wie ein Ausschnitt aus einem Kriegsfilm. Riesige Scheinwerfer suchten den Himmel mit ihren Lichtlanzen nach anfliegenden Bombern ab.

Der Hof war in ein Muster von Scheinwerferstrahlen getaucht. Sie kamen von verschiedenen Seiten, trafen zusammen und bildeten Inseln.

Von den Vögeln sahen wir nichts.

»Gelogen hat der Mann nicht«, hörte ich Wladimirs Stimme und drehte mich um, weil ich Schritte hörte. Mehrere Männer rannten durch die Halle. Einer von ihnen trug einen weißen Kittel. Die anderen beiden schleppten eine Trage.

Mal stachen die Lichtbahnen schräg in den nachtdunklen Himmel, dann wieder waagerecht.

Wenn es die Vögel tatsächlich gab, hatten sie sich gut versteckt oder waren wieder verschwunden. Die Helligkeit, die sich so scharf mit den dunklen Stellen abwechselte, ließ ein genaues Sehen nicht zu. Etwas trieb durch die langen Streifen. Nur waren dies keine Vögel, sondern Dunstschwaden, die vom Boden hochstiegen.

Die Männer draußen suchten weiter. Sie schwenkten die Scheinwerfer so, dass jeder Winkel des Hofes ab- und ausgeleuchtet

wurde, aber ein Erfolg war nicht zu erkennen.

Kein Vogel schwang sich in die Luft.

Wir zogen uns wieder in die Halle zurück, durch die der Verletzte abtransportiert wurde.

Auch Tschigin hatte sein Büro verlassen. Sein Gesichtsausdruck wirkte noch härter. Wir hörten seine wütende Stimme.

»Es ist nichts entdeckt worden. Oder haben Sie etwas gesehen?«

»Nein, Genosse Oberst«, erklärte Wladimir. »Tut mir Leid.«

»Was hat dieser Kerl denn nur für einen Unsinn über irgendwelche Vögel geredet!«, beschwerte sich der Oberst. »Das ist doch einfach Quatsch.«

Ich dachte nicht so, hielt aber den Mund, weil Tschigin mir bestimmt nicht geglaubt hätte. Wahrscheinlich machte ihn das wütend. Außerdem wollte er eine Entscheidung herbeiführen und drückte uns zur Seite, um den Innenhof zu betreten.

Dieser Kerl konnte schreien, das hörten wir in den nächsten Sekunden, als er befahl, das Feuer einzustellen.

Jemand antwortete ihm aus irgendeiner Ecke.

Tschigin schritt über die Treppe. Er schaute auf die Stufen. Dort befand sich ebenfalls Blut.

»Was machen wir?«, fragte Suko. »Sollen wir bleiben?«

»Ja, erst mal abwarten.« Ich wollte nicht unbedingt in den Innenhof gehen und mich als Zielscheibe präsentieren.

Anders der Offizier. Er hatte die Treppe hinter sich gelassen und blieb stehen. Die Arme in die Hüften gestemmt, die Mütze in den Nacken geschoben, schielte er in die Höhe und starrte in die hellen Bahnen der Scheinwerfer, ohne auch nur einen Vogel zu sehen.

Wir hörten ihn sprechen, verstanden seine Worte jedoch nicht. Ich bat Wladimir, sie uns zu übersetzen.

Der KGB-Mann lächelte schmal. »Tschigin dreht wohl bald durch. Er versteht das alles nicht. Rechnet damit, dass er euch die Schuld in die Schuhe schiebt. Wenn er nicht mehr weiterweiß, sind alle anderen für ihn Spione und Saboteure.«

Mir war schon klar, dass die Vögel da sein mussten. Wenigstens etwas Vergleichbares, denn die Wunden im Gesicht des Soldaten konnten nur von scharfen Gegenständen stammen, zu denen ich auch die Schnäbel zählte.

Wie dem auch war, unsere Gegner hielten sich versteckt.

Tschigin drehte sich um. Wir konnten sein Gesicht deutlich erkennen.

Im blassen Licht des Scheinwerferstrahls wirkte es wie das einer lebenden Leiche. Er hatte die Augen noch mehr verengt, der Mund zeigte einen grausamen Zug.

»Zieht euch warm an. Tschigin ist in Hochform!«, erklärte Wladimir Golenkow leise.

»Wir aber auch«, gab Suko zurück.

Noch einmal sah sich der Oberst um, ohne einen Gegner entdecken zu können. Danach ging ein Ruck durch seine Gestalt, als er sich entschlossen hatte, den Hof zu verlassen.

Wütend rannte er die Treppe hoch und stand plötzlich im Scheinwerferlicht.

Wir sahen alles sehr deutlich. Jeden Knopf und jeden Orden an seiner Jacke.

Aber wir sahen auch den Schatten.

Er musste auf dem Dach gelauert haben. Jetzt allerdings ließ er sich fallen und entfaltete sich dabei zu seiner vollen Größe.

Er breitete die Schwingen aus, die wie träge, große Lappen in der Luft lagen. Wir sahen den rötlichen Kopf, den langen, spitzen Schnabel, der offen stand, und ich wusste sofort, wen ich vor mir hatte.

Baals Leichenvögel!

Ich hatte mich nicht geirrt. Die Erinnerung vorhin im Büro, als der verletzte Soldat etwas über die Vögel erzählt hatte, das alles traf wunderbar zusammen.

Nun sah ich ihn.

Aber auch Tschigin hatte ihn wahrgenommen. Was in den nächsten Sekunden folgte, alles lief sehr schnell ab, kann ich nur langsamer wiedergeben, denn ich muss der Reihe nach berichten.

Oberst Tschigin stand auf zwei Stufen. Sein rechtes Bein hatte er vorgestemmt, den Kopf in den Nacken gelegt, und auf seinem Gesicht sah ich ein solches Unverständnis, wie ich es selten bei einem Menschen erlebt hatte.

Er reagierte überhaupt nicht, starrte in die Höhe, sah den Schatten, und die Wachtposten schossen auch nicht, da Tschigin selbst den Feuerbefehl aufgehoben hatte.

Wladimir schrie etwas, das ich nicht verstand. Ich rief dazwischen und wollte, dass der Oberst verschwand, während Suko schon seine Dämonenpeitsche zog.

Dann fiel der Vogel auf ihn.

Es kam uns vor, als wäre Tschigin von einer flatternden Decke verborgen, wir jedenfalls sahen ihn nicht mehr, hörten dafür seinen irren Schrei und erkannten, wie sich der widerliche Kopf des Vogels zusammen mit dem langen Schnabel hektisch bewegte.

Konnten wir schießen?

Normalerweise hätte ich es tun müssen, aber die geweihte Silberkugel hätte auch den Mann treffen können. Dieses Risiko war mir einfach zu groß.

»Dein Spiel, Suko!«, schrie ich und hielt den Russen zurück, auf dessen Gesicht sich Unverständnis und Schrecken miteinander

mischten.
Mein Freund hatte verstanden. Er hatte die Dämonenpeitsche längst gezogen und den Kreis geschlagen, damit die drei Riemen aus der Öffnung rutschten.
Er griff ein.
Plötzlich huschte ein Schatten die Treppe hinunter, und mein Freund warf sich auf den mächtigen Körper des Vogels, der größer war als ein Geier. Er schlug gleichzeitig zu, traf auch, und in das Klatschen hinein hörten wir einen irren Schrei.
Tschigin hatte ihn ausgestoßen. Er musste Schreckliches durchmachen, wenn er so reagierte.
Aber auch der Vogel hatte etwas abbekommen. Die Peitsche war eine verflixt starke Waffe. Die drei aus der Haut des Dämons Nyrana gefertigten Riemen hatten sich tief in das schwarzmagische Gefieder des Leichenvogels versenkt.
Abermals hörten wir einen Schrei, während sich der Kopf des Vogels aufbäumte und sein dünner Hals dabei wie das Teilstück eines Schlangenkörpers wirkte.
Aus dem Körper stieg ein ätzender Qualm auf, der uns entgegenwehte.
Der lange Schnabel stand weit offen. Die Schreie klangen fast menschlich, und Suko, der mit seiner freien Hand den Hals umklammert hielt, schlug noch einmal zu.
Diesmal erwischte er den Leichenvogel dicht unter dem Schnabel. Die drei Riemen wickelten sich darum, entfalteten ihre Kraft, und als Suko seine Peitsche zurückriss, wurde der Kopf abgerissen. Mein Freund schleuderte ihn zur Seite. Er flog quer über den Hof und klatschte irgendwo außer unserer Sichtweite zu Boden.
Der Körper aber löste sich auf. Suko sprang hoch. Er trat gegen das Gefieder, befreite somit Oberst Tschigin von dieser Last und kümmerte sich um den Mann.
Uns hielt nichts mehr an der Treppe. Gemeinsam mit Wladimir Golenkow sprang ich die Stufen hinab und sah, dass es Tschigin nicht gutging.
Er war voll erwischt worden.
Mindestens dreimal musste der Leichenvogel zugehackt haben. Bevor ich mir den Mann genauer anschauen konnte, hörten wir ein fürchterliches Geräusch. Es kam uns vor wie ein hässliches Lachen, in das sich ein gemein klingendes Krächzen mischte.
Wir schauten in die Höhe.
Auch die Männer an den Scheinwerfern hatten reagiert. Sie schwenkten die Strahlen, und sie schafften es tatsächlich, einen zweiten Vogel aus dem Dunkel zu reißen.
Er kreiste über uns.

Diesmal schossen die Wachtposten.

Wir konnten alles sehr genau beobachten. Mir jedenfalls kam es vor, als würde ich einen Film erleben, so genau und überdeutlich war die Szene zu erkennen.

Kugelgarben trafen den Körper des Leichenvogels. Er wurde von den Einschlägen regelrecht durchgeschüttelt und begann in der Luft mit einem makabren Tanz.

Noch hielt er sich, denn es waren keine magischen Waffen, die auf ihn geschossen hatten. Normale Kugeln konnten ihn nicht vernichten.

Töten war seine Aufgabe, und der kam er auch nach. Plötzlich ließ er sich fallen.

Wie ein Stein flog er auf uns zu, schwerer geworden durch das Blei, das in seinem Körper steckte.

»Weg!«

Ich hatte das Wort gebrüllt, sprang zurück, stolperte über eine Stufenkante und fiel nach hinten. Noch bevor ich auf die anderen Stufen aufschlug, brachte ich meine Beretta in die Richtung des fallenden Vogels und drückte ab.

Ich schoss mehrere Male und in rasender Folge. Die Kugeln hieben in den mächtigen Körper des Leichenvogels, der sich nicht stoppen ließ.

Auch Suko feuerte, während Golenkow zurückgesprungen war.

Dann klatschte das Monstertier auf.

Es war direkt vor der Treppe gelandet, auf den Resten seines Artgenossen, und der Hals mit dem langen Schnabel bewegte sich noch schnell und nickend nach vorn, sodass wir aufpassen mussten, nicht von den Schnabelspitzen erwischt zu werden.

Dicht neben meinem linken Bein ratschte der Schnabel über die Treppenstufe. Ich sah diesen rötlichen Kopf mit den hässlichen Augen und schoss noch einmal.

Direkt in eines der beiden Augen jagte ich die Kugel. Mein Gesicht war verzerrt, der Mund an den Winkeln nach unten gebogen, als würde er Ekel zeigen.

Der Vogel konnte diese letzte Silberkugel nicht mehr verkraften. Zudem briet Suko ihm noch mit der Dämonenpeitsche eins über, sodass sein Gefieder zerrissen wurde und die drei Riemen tief in das Fleisch drangen.

So aus der Nähe betrachtet, sah ich zum ersten Mal die Wunden, die die Peitsche gerissen hatte, und ich entdeckte auch die Flüssigkeit, die aus der Wunde quoll.

Sie war dick und hatte eine helle Farbe, in die sich dunkle Streifen mischten. Der Leichenvogel zuckte noch einmal, bevor er sich dann zur Seite drehte. Seine Bewegungen waren schwerfällig, er schlug noch einmal mit den Flügeln, doch da hatte die Kraft bereits seinen Körper verlassen.

Wir hatten es geschafft.

Mein Rücken tat weh, darum kümmerte ich mich nicht, als ich mich hochstemmte.

Ich blickte Suko an, der mit ausgefahrener Peitsche dastand, heftig atmete und nickte.

»Du weißt, was das bedeutet?«, fragte ich ihn.

»Ja, ich war zwar nicht Torkan, der Barbar, aber du hast mir genug erzählt. Das sind Baals Leichenvögel, denen wir hier eine Niederlage beigebracht haben.«

»Genau. Und dies bedeutet, dass er selbst in den Kampf eingegriffen hat.«

Unsere Unterhaltung wurde unterbrochen. Es war der Teufel los. Aus allen Richtungen rannten die Aufpasser herbei. Schwer bewaffnete Männer, die jetzt von Wladimir Golenkow zurückgehalten wurden, damit wir uns um Oberst Tschigin kümmern konnten.

Er sah aus wie ein Toter oder zumindest wie ein Mann, der tödlich verwundet war. Seine Uniform, auf die er so stolz gewesen war, bestand nur noch aus Fetzen. Die Schnabelhiebe hatten sie zerstört. Die blinkenden Orden lagen auf der gefrorenen Erde. Tschigins Gesicht zeigte so viele Wunden, dass ich sie kaum zählen konnte und es auch nicht wollte. Der Mann lebte noch. Er atmete schwach. Vor seinen Lippen zerplatzten Speichelbläschen, die sich mit dem aus den Wunden herabrinnenden Blut vermischten.

Der Arzt war plötzlich wieder da. Er stieß uns zur Seite, besah sich den Verletzten und schüttelte den Kopf.

Wladimir Golenkow fragte ihn etwas, der Arzt antwortete knapp und winkte seinen beiden Helfern, die gerade den Schwerverletzten auf eine Trage hievten.

Sie schafften ihn weg. Der Arzt lief neben der Trage her und bellte einige Anordnungen den umstehenden Soldaten zu.

»Wie sieht es aus?«

Ich hatte mich an Wladimir gewandt. Der hob nur die Schultern und sagte: »Nicht besonders.«

»Wird er sterben?«

»Die Chance, dass er durchkommt, ist hauchdünn. Da will ich ehrlich sein.«

»Wie gut ist der Doc?«

»Na ja. Ein Militärarzt. Der schient dir ein Bein und kuriert gleichzeitig eine Schildkröte.« Wladimir wurde schnell wieder ernst und deutete auf die qualmenden Reste der beiden vernichteten Leichenvögel. »Wie soll ich das verstehen?«

»Es sind die Helfer des Götzen Baal!«

»Wieso?«

»Vergiss es.« Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Dir das zu erklären

würde zu lange dauern. Jedenfalls hat sich die Lage grundlegend geändert, und mein Gefühl bestätigt sich. Dieser Fall ist mit der Vernichtung des Testaments noch nicht beendet.«

»Du rechnest damit, dass es weitergeht?«

»Ja. Jetzt wird Baal direkt eingreifen. Wir müssen diesen Götzen zu sehr gereizt haben.«

»Und? Können wir uns eine Chance ausrechnen?«

»Das hoffe ich sehr. Wahrscheinlich befindet er sich in der Nähe und lauert auf uns. Ich frage mich nur, wo er stecken könnte und was er genau von uns will.«

»Vielleicht seinen Opferdolch.«

»Kann sein, aber der ist verschwunden. Möglicherweise hat er ihn schon an sich genommen.« Ich wechselte das Thema. »Wer übernimmt denn jetzt das Kommando?«

»Normalerweise Tschigins Stellvertreter. Aber der ist nicht anwesend, wie ich hörte.«

»Gehen wir in sein Büro.«

»Willst du nicht weg?«

»Noch nicht. Außerdem – wo sollten wir hin? Dein Land ist verdammt groß. Sag mir, wo ich Baal treffen kann, und ich Mache mich sofort auf den Weg.«

»Da könnte ich mir etwas Leichteres vorstellen.«

»Eben.«

Über die Treppe gingen wir wieder hoch und betraten die Schule, wo Suko und Lady Sarah warteten. Der Inspektor hatte die Frau bereits eingeweiht. Sarah Goldwyn schüttelte immer nur den Kopf. Sie konnte es einfach nicht fassen.

Baal hatte also seine Leichenvögel geschickt. Mein Kreuz war nicht mehr manipuliert. Ich sah den Gesichtsausdruck des Magiers Rasputin nicht mehr. Wahrscheinlich war er jetzt aus dem Spiel, obwohl er den Kontakt zu Baal gehalten hatte.

Wir würden ja sehen, ob er sich noch einmal zeigte. Da in der Halle zu viel Betrieb herrschte, verzogen wir uns in Tschigins Büro. Und dort sahen wir etwas, das uns bisher noch nicht aufgefallen war.

Auf dem Tisch lagen die vier Karten. Er musste sie aus der Zelle, in der Sarah Goldwyn untergebracht worden war, geholt haben. Nur hatten sich die Tarock-Karten verändert. Sie zeigten nicht mehr die vier Motive, die wir kannten, sie waren verkohlt.

Aus der Traum!

Wer immer sie zerstört haben mochte – wir rechneten mit Baal –, er hatte die Verbindung zu Rasputin unterbrochen. Das wusste auch Lady Sarah.

Sie machte einen traurigen Eindruck, als sie sagte: »Die große Verliererin in diesem Spiel bin ich wohl.«

»Wieso das denn?«, fragte ich.

»Junge.« Sarah setzte sich und schüttelte den Kopf. »Denk mal daran, dass ich es gewesen bin, die Rasputins Testament gefunden hat, aber ich bin nicht in der Lage gewesen, es zu verwerten. Man hat es mir entrissen und zerstört. Es verbrannte, der Dolch war stärker. Ich werde das Gefühl nicht los, dass es eine Kraft gibt, die es nicht haben will, wenn wir uns um Rasputin kümmern, weil er uns unter Umständen zu viel aus Bereichen mitteilen kann, die mehr über ihn und sein Geheimnis erzählen. So möchte ich es mal ausdrücken.«

Suko stand ihr bei. »Da kann sie durchaus Recht haben.«

Auch ich nickte. Da ich schwieg und nach meinem Glas griff, um einen Schluck Wodka zu trinken, stellte Wladimir Golenkow eine berechtigte Frage: »Wie geht es jetzt weiter?«

Er sah Lady Sarah an, dann mich und auch Suko. Von mir erhielt er keine Antwort, von der Horror-Oma ebenfalls nicht, nur Suko meinte plötzlich, und damit überraschte er uns alle: »Ich finde, dass unsere Chancen gar nicht so schlecht stehen.«

»Ach.«

»Ja, John Sinclair.« Er grinste, als hätte er einen besonderen Trumpf in der Hinterhand.

»Sag schon was!«, forderte Lady Sarah.

Suko machte es spannend und deutete auf die leichten Sessel. »Wollen wir uns nicht setzen?«

»Eine gute Idee«, meinte Lady Sarah. »Im Sitzen verträgt man Hiobsbotschaften und Niederlagen leichter.«

Suko winkte ab. »Ob es unbedingt Niederlagen sind, möchte ich nicht bestätigen.« Er holte sich Tschigins Stuhl herbei und setzte sich zu uns, sodass wir einen Halbkreis bildeten. »Ich garantiere für nichts«, begann er und gab sich selbst damit Rückendeckung. »Aber ich bin davon überzeugt, dass wir eine berechtigte Chance haben.«

»Und um was geht es?«, fragte Wladimir Golenkow.

»Um das Testament.«

»Das ist vernichtet.«

»Nein, nicht ganz!«, widersprach der Inspektor und griff unter seine Jacke. »Erinnert euch daran, wie es gewesen ist, als das Testament zerstört wurde. Ihr habt die Blätter aufgesammelt und sie wieder zurück in die aufgeklappte Kladde gelegt. Stimmts?«

Das konnten wir bestätigen.

Suko fuhr dort. »Dann erschien der Dolch, er stach in die Kladde hinein und zerstörte sie. Ein Feuer entstand, das auch auf den Wagen übergriff. Alles korrekt bisher?«

»Sicher«, sagte ich. »Aber was hat das mit dem Thema zu tun?«

»Moment, darauf komme ich noch. Es geht weiter. Ihr habt eure aufgesammelten Blätter wieder zusammengelegt, ich aber nicht.«

Plötzlich fiel bei uns der Penny. Ich schaute meinen Freund überrascht an. Den gleichen Gesichtsausdruck trugen auch Wladimir Golenkow und Lady Sarah zur Schau.

Die Horror-Oma räusperte sich, bevor sie fragte: »Soll das heißen, dass du noch Reste des Testaments besitzt?«

»In der Tat. Ich habe sie bisher unter meiner Jacke verborgen gehabt.«

Suko zog die Hand hervor. »Hier sind sie.«

Wir sahen die mit Blut beschmierten Seiten, die von Suko tatsächlich gerettet worden waren. Er legte sie auf den Tisch und begann damit, sie vor unseren Augen zu zählen.

Es waren nur acht, aber ihr Inhalt, über den wir noch nichts wussten, konnte uns möglicherweise weiterhelfen.

Uns fielen die schwarze Tinte und die steile Schrift auf. Die Worte wirkten wie gemalt.

»Nun?«

Ich nickte. »Das ist allerhand, wie ich zugeben muss. Du hast wirklich etwas geleistet.«

»Ja, und wir werden uns die Sachen genau durchlesen.«

»In welcher Sprache ist der Text denn verfasst?«, erkundigte sich Lady Sarah.

»In Russisch.«

»Prima«, sagte Wladimir. »Ich werde euch den Text übersetzen. Einverstanden?«

Niemand hatte etwas dagegen.

Wladimir Golenkow nahm die Blätter an sich, schob eine Lampe zurecht, damit er besseres Licht hatte, und nahm sich die erste Seite vor. Dabei blickte ich auf die Seitenzahlen und erlebte eine kleine Enttäuschung.

Nur drei Seiten hatten eine fortlaufende Nummerierung.

Wladimir überflog den Text und runzelte die Stirn.

»Was ist denn?«, fragte ich.

»So schreibt heute keiner mehr.« Der KGB-Mann nickte noch einmal und übersetzte uns die wenigen Seiten aus Rasputins Testament. Und wir hörten gespannt zu.

***

Es gab im Kloster auch ein Krankenzimmer. Der Raum war kahl, man hatte die Wände mit einer grünbraunen Lackfarbe gestrichen. Ein großer Heizkörper sorgte für Wärme und die unter der Decke hängende Lampe für Licht. Das Fenster war aus Sicherheitsgründen vergittert. Manche Kranke hatten nach ihrer Einlieferung schon durchgedreht und zu entkommen versucht. Dem hatte man nun vorgebeugt.

Oberst Tschigin lag im Bett und stöhnte. Man hatte ihm die Uniform ausgezogen, zudem war er gewaschen worden, hatte zwei Spritzen erhalten und sah aus wie eine Mumie, als er aus den Augenschlitzen zur Decke starrte.

Er war nicht bewusstlos geworden, trotz der Schmerzen, die in ihm wühlten. Aber die Spritzen hatten für einen lethargischen Zustand gesorgt, und von seinem verletzten Gesicht spürte er überhaupt nichts mehr. Es war wie taub.

Der Arzt sah noch einmal nach ihm. »Kannst du mich verstehen, Genosse Oberst?«, fragte er.

»Ja.«

»Es sieht nicht gut aus, das will ich dir ehrlich sagen. Es kommt auf dich, deinen Körper und deine innere Kraft an, ob du es überstehst. Ich kann dich leider nicht an den Tropf hängen, aber ich werde mit Leningrad telefonieren, damit du in die Militärklinik geschafft wirst.«

»Tu das.«

Der Arzt lächelte und verließ das Zimmer. Die Chancen standen für Tschigin nicht gut. Er hatte viel Blut verloren. Aber alte Soldaten und Kämpen wie er gehörten zu einem besonderen Menschenschlag. Die schafften vieles, was andere nicht packten. Und sie sprangen sogar hin und wieder dem Tod von der Schippe.

Oberst Tschigin blieb allein zurück. Er befand sich in dem Dämmerzustand zwischen Wachen und Träumen. Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm nicht gelungen, sich in die Höhe zu stemmen. Dazu fühlte er sich einfach zu schwach.

Sein Gesicht war stark verbunden. Er würde nie mehr so aussehen wie zuvor. Dieser verfluchte Vogelschnabel hatte ihn verunstaltet.

Zum Glück war den Augen nichts passiert. In ihrer Höhe war die Wicklung des Mulls, wie vor dem Mund, unterbrochen worden.

Das Bett stand so, dass er auf die Tür schaute. Eine graue Fläche innerhalb der grünen Wand. Er sah sie nur verschwommen, ebenso wie die Bilder, die die Tür einrahmten.

Über die aufgerissenen Lippen drang hin und wieder ein Stöhnen, denn trotz der Spritze hatten ihn die Schmerzen nicht verlassen. Er spürte sie als dumpfes Pochen, und manchmal glaubte er, dass sein Herz einen Schlag übersprang.

Tschigin dämmerte dahin.

Aber er hielt die Augen offen und starrte zur Tür. Das Licht war schwach, damit es ihn nicht blendete.

Irgendwie fühlte sich der Oberst verlassen. Dieses Gefühl war ihm neu, er hatte es nie so gekannt, denn immer war er derjenige gewesen, der Befehle erteilt hatte. Jetzt lag sein Weiterleben in der Hand eines anderen, an den er nie hatte glauben wollen.

Zeit verstrich.

Der Oberst hatte dafür kein Gefühl mehr. Er dämmerte dahin, und er fühlte, wie es ihm immer schlechter ging. Neben seiner rechten Hand lag der Schalter für den Notruf, aber den brauchte er im Augenblick nicht.

Ihm war etwas aufgefallen, und zwar an der Tür.

Bisher hatte er sie nur als graues Rechteck gesehen, doch plötzlich nahm sie Farbe an.

Und zwar ziemlich genau in der Mitte.

Zunächst glaubte er an eine Täuschung, außerdem konnte er nicht so rasch denken, aber die Tatsache blieb bestehen. In der Türmitte zeigte sich etwas Grünes, das sich nicht nur ausbreitete, sondern auch zu leuchten und zu strahlen anfing.

Etwas kam von der anderen Seite.

Er wusste nicht genau, was es war, aber tief in seinem Unterbewusstsein kristallisierten sich Erinnerungsfetzen hervor. Tschigin dachte daran, dass er dieses Leuchten schon einmal gesehen hatte.

Nur wo?

Tschigin wollte nachdenken. Das aber strengte an. Nicht nur sein Körper war geschwächt, auch sein Hirn, sodass sich die Gedanken einfach nicht formulieren ließen.

Aber das Leuchten blieb, und es hatte etwas mit ihm zu tun. Sogar etwas Gefährliches.

Genau das war es.

Urplötzlich spürte er trotz seines Zustandes den Hauch der Gefahr, die von der Tür ausging.

Dieser Hauch verdichtete sich. Er wurde zu einer Strömung, die gegen den Schwerverletzten wehte, wobei dieser das Gefühl hatte, als würde sie über seinen zerschundenen Körper streichen, ihn dabei umklammern und die Organe zusammenpressen.

Jetzt schlug sein Herz wieder schneller, dennoch unnatürlich, und es löste mit jedem Schlag einen Teil der Urangst aus, die sich zu einem Ganzen verdichtete, gegen das der Oberst nicht ankam.

Dann zeigte sich der Dolch!

Als wäre er von einer nicht sichtbaren Hand geführt worden, so näherte er sich dem Bett. Die Tür, durch die er sich dank der magischen Kräfte gebohrt hatte, lag längst hinter ihm. Das neue Ziel hatte er bereits anvisiert.

Lautlos schwebte er durch die Luft.

Tschigin vernahm kein Rauschen, kein Pfeifen, kein Heulen, er hörte überhaupt nichts, der Dolch näherte sich ihm mit einer gespenstischen Lautlosigkeit und brachte den Tod sekündlich näher an den Menschen heran.

Tschigin spürte genau, dass er nicht mehr entkommen konnte. Auch

wenn er die Kraft besessen hätte, diese Waffe war ihm über.

Eine geheimnisvolle Strahlung begleitete sie. Die Waffe flog höher als das Bett, sie würde bald über seinem Körper schweben.

Tschigin starrte gegen die untere Seite der Klinge. Sie war gebogen und sah aus wie eine kleine Sense. Und sie war sicherlich genauso scharf.

Der Dolch erreichte das Bett.

Tschigin geriet ins Schwitzen. Es war der Schweiß der Angst, der aus seinen Poren trat und sich mit dem noch nicht völlig getrockneten Blut unter dem Mull vermischte.

Noch nie im Leben hatte er eine solche Todesangst verspürt, auch nicht vor einigen Jahren, als er in Afghanistan einen Einsatz geleitet hatte und mit seiner Truppe in eine Falle der Freiheitskämpfer geraten war. Nur fünf Leute hatten überlebt. Tschigin erinnerte sich noch oft daran, wie neben ihm die Körper seiner Kameraden buchstäblich von den detonierenden Granaten zerfetzt worden waren. Der Druck verstärkte sich bei ihm. Er presste ihm die Brust zusammen. Wenn er atmete, dann immer nur stöhnend. Die Klingel rutschte ihm aus der Hand und fiel auf den Boden. Jetzt war sie außer Reichweite.

Der Dolch glitt weiter. Sanft, lautlos und gefährlich. Und er strahlte einen schrecklichen Tod aus.

Plötzlich aber stand er still.

Der Oberst hatte es zuerst nicht glauben wollen, weil sich alles vor seinen Augen drehte.

In den letzten Sekunden war er sich vorgekommen wie auf einem Karussell.

Tschigin durchlitt Höllenqualen. Nie zuvor in seinem Leben hatte er so etwas verspürt. Wenn man so dicht vor dem Ende stand, konnte man an nichts mehr denken, nur noch daran, dass bald die ewige Dunkelheit kommen und ihn nie mehr loslassen würde.

Der Dolch raste nach unten.

Es war ein unheimlicher Treffer. Ein wuchtiger Stoß, der das Messer in die Tiefe trieb und dem bewegungslos im Bett liegenden Mann keine Chance ließ.

Er bäumte sich auf, der Schmerz war plötzlich da. Er starrte auf den Griff, der aus seiner Brust ragte und praktisch zum Greifen nahe war. Und dann sah er das Feuer.

Es war das letzte Bild, das er mit hinüber ins Jenseits nahm. Die kleinen, zuckenden Flämmchen, die aus der Wunde stießen und sich rasend schnell ausbreiteten.

Sie wurden gedrückt, waren wie flinke Finger, erfassten die Bettdecke und setzten sie von einem Augenblick zum anderen in Brand, sodass aus den grünen Flammen ein normales Feuer entstand, in dessen Mittelpunkt sich der Dolch befand und nicht verbrannte.

Im Gegenteil. Er sorgte dafür, dass die Flammen noch mehr Nahrung erhielten und schon bald das gesamte Zimmer erfasst hatten. Die Leiche des Offiziers verbrannte. Das Bett war längst nicht mehr vorhanden. Und das Feuer breitete sich noch weiter aus. Der dicke Qualm drang in Richtung Fenster, die Scheibe zerplatzte, und erste Feuerzungen leckten nach draußen, während die Tür plötzlich aus dem Rahmen gesprengt wurde, sodass die rote Glut endgültig freie Bahn hatte.

***

Wladimir Golenkow hatte sich große Mühe gegeben, uns den Text zu übersetzen, aber es war eine fatale Angelegenheit, denn Rasputin, der abtrünnige Mönch, hatte gerade bei diesem Teil seiner Hinterlassenschaft wohl einen schlechten Tag oder eine miese Stunde gehabt, denn was er da niedergeschrieben hatte, war ziemlich belanglos gewesen und beschäftigte sich einzig und allein mit Dingen, die nur ihn und die Zarin etwas angingen. Da war von geheimnisvollen Tränken und gemixten Salben die Rede, die er der Herrscherin hatte zukommen lassen.

Das alles interessierte uns nicht, auch nicht, als wir hörten, dass Rasputin versucht hatte, mit Hilfe dieser Salben und Tränke den Tod zu überwinden.

»Es reicht nicht aus«, sagte ich.

»Leider!«, fügte der Russe hinzu und blätterte weiter, wobei er noch Lady Sarahs Frage hörte.

»Steht denn da nichts über Baal und sein Verhältnis zu Rasputin?«

»Nein, bisher nicht.«

»Wie viele Seiten hast du denn noch?«

»Vier.«

»Vielleicht haben wir Glück«, meinte die Horror-Oma.

Wladimir blätterte und las. Manchmal sprach er Worte in Russisch, schüttelte den Kopf und begann wieder zu übersetzen.

»Das ist fast Hofklatsch. Er schreibt über irgendwelche Hofschranzen, die sich um die Zarin tummelten und ihr angeblich mit Rat und Tat zur Seite stehen wollten. Rasputin hat sie immer gewarnt, und das war den anderen zu Ohren gekommen. Mehrmals konnte er feigen Mordanschlägen entgehen.«

»Wie hat man ihn denn umbringen wollen?«, fragte Suko.

»Durch Gift.«

»Das ist schließlich auch gelungen«, bemerkte Lady Sarah.

Wladimir blätterte weiter.

Es waren jetzt die letzten beiden Seiten, die vor ihm lagen. Er überflog sie und zuckte plötzlich zusammen, was uns nicht verborgen blieb.

»Ist was?«, fragte ich.

»Ja, zum Teufel. Hier steht der Name Baal.« Golenkow war plötzlich aufgeregt.

»Und?«

»Lass mich erst mal lesen.«

Bei uns stieg die Spannung. Ich zündete mir eine Zigarette an. Das Gesicht des Russen hatte sich verändert. Es zeigte eine ungeheure Anspannung. Manchmal zuckten unkontrolliert seine Augendeckel, oder er ballte eine Hand zur Faust. Er flüsterte, stockte, flüsterte wieder und machte sich Notizen. Genauso arbeitete er auch das letzte Blatt durch.

Bevor er es zur Seite legte, lachte er auf, blickte uns an und nickte. »Ich glaube, Suko, wir haben unwahrscheinliches Glück gehabt. Auf den letzten Seiten, die ich gelesen habe, befinden sich tatsächlich Informationen über Rasputin und sein Verhältnis zu dem alttestamentarischen Götzen Baal.«

»Rede schon«, sagte ich nervös.

Der Russe schüttelte den Kopf. »Moment noch.« Er griff zu seinem Zettel, auf dem die Notizen standen. »Vorweg gesagt, er hat es durch das Kartenspiel geschafft, Kontakt zu Baal aufzunehmen. Das geschah einige Jahre nach seinem Weggang aus diesem Kloster hier. Wie er es genau gemacht hat, habe ich nicht herausbekommen, aber er hat in seinem Testament der Nachwelt einiges hinterlassen, z. B. eine Ortsangabe, wo er mit Baal zusammentraf.«

»Kennst du die Gegend?«, fragte ich.

Wladimir hob die Hand. »Moment, sie ist verschlüsselt. Dieser Ort wird im Testament als Knochengrube bezeichnet.« Golenkow ließ den Zettel sinken. »Das war es«, sagte er.

»Mehr nicht?«, fragte Lady Sarah.

»Doch, aber das ist jetzt nicht von Belang. Es steht auch nichts über Beschwörungen zu lesen. Nur eben diese Knochengrube wird erwähnt. Dort muss er den Kontakt zu seinem großen Mentor oder Dämon gefunden haben.«

»Gibt es keine nähere Ortsbezeichnung?«, erkundigte sich Suko.

»Nein.«

»Und du weißt auch nichts darüber?«, fragte ich.

»So ist es.«

»Immerhin haben wir eine Spur«, sagte Sarah Goldwyn. »Und sie muss sehr heiß oder gut sein.«

»Wie kommst du darauf?«

Lady Sarah schaute mich lächelnd an. »Auch wenn ich einige Jährchen älter bin als du, John, so kann ich doch nachdenken. Wenn die Spur nicht heiß gewesen wäre, hätte der Dolch sicherlich nicht versucht, das Testament zu vernichten. Baal wollte eben nicht, dass

dieser Ort oder diese Spur gefunden wurde.«

»Alle Achtung«, murmelte ich und hatte keinen Widerspruch. Auch die anderen beiden sprachen nicht dagegen. Es war zwar nur eine Theorie, aber eine einleuchtende.

»Und jetzt brauchen wir nur noch eines zu tun«, sagte Lady Sarah. »Wir müssen die Knochengrube finden.«

»Das im größten Land der Erde«, stöhnte Suko. »Wie lange willst du denn da suchen?«

»Gar nicht mal so lange«, sagte Wladimir. »Auch bei uns gibt es gewisse Mittel, die man einsetzen kann.«

»Computer?«, fragte ich.

»Ja.«

»Das ist die Idee«, erklärte die Horror-Oma. »Also wenn ihr mich fragt, mich hält hier nichts mehr. Das Kloster kann mir gestohlen bleiben.«

Der heulende Klang einer Sirene unterbrach sie. Ob in den Staaten, in England oder in der UdSSR, für einen bestimmten Vorgang werden auch bestimmte Sirenen eingesetzt.

Und ich wusste genau, was dieses Heulen zu bedeuten hatte, obwohl mir Wladimir die Antwort aus dem Mund nahm.

Er sprang auf und rief. »Das ist Feueralarm!«

Uns hielt nichts mehr auf den Stühlen. Ich blieb bei Sarah Goldwyn, Suko und Wladimir liefen zur Tür und rissen sie auf.

Jetzt hörten wir das Heulen der Sirenen noch lauter, aber wir sahen weder Qualm noch Flammen.

Nur Männer, die mit Löschgeräten durch die Halle hetzten und in einem bestimmten Trakt des Klosters verschwanden. Wladimir Golenkow wies uns an, im Raum zu bleiben. Er wollte sich erkundigen, was geschehen war.

Das kam mir sehr gelegen. Ich wollte nicht unbedingt durch das mir fremde Gelände irren, und so warteten wir ab.

Suko kam zurück. »Ich habe das Gefühl, dass es mit unserem Fall zusammenhängt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Gefühl, John.«

Leider kannten wir das Kloster zu wenig, um genau sagen zu können, ob das Feuer es tatsächlich schaffen konnte, diese gewaltigen Mauern zu zerstören. Normalerweise nicht. Das war Stein, da fanden die Flammen keine Nahrung, wenn sie einen normalen Ursprung hatten.

Es konnte auch ein dämonisches Feuer sein. Ich brauchte nur an den verbrannten Wagen zu denken.

Es passte Suko und mir nicht, so zu warten. Wir gehörten zu den aktiven Typen, aber Golenkow kannte sich hier aus. Wenn er das sagte, war es besser.

Ein Knall schreckte uns auf. Es hatte sich angehört wie eine Explosion.

Wir liefen zur Tür. Suko hatte die Seiten des Testaments wieder eingesteckt.

Ein Mann im Trainingsanzug rannte durch die Halle. Sein Gesicht war rauchgeschwärzt. Die Augen blickten unnatürlich hell. Er schrie uns etwas zu, bevor er nach draußen rannte.

Wir hatten seine Worte nicht verstanden, aber wir rochen jetzt den ätzenden Qualm. Bald schon kam Wladimir Golenkow zurück. Er befand sich inmitten einer Gruppe von Männern, die in aller Eile ihre wichtigsten Habseligkeiten in Rucksäcke gepackt hatte.

Das sah mir alles nach Flucht aus.

Auch Golenkow richtete seine Hand in Richtung Ausgang. »Wir müssen hier weg!«, schrie er. »Das Feuer ist nicht zu stoppen!«

»Wieso nicht?«

»Es reagiert weder auf Wasser noch auf Schaum. Außerdem haben die Flammen in ihrem Innern einen grünlich schimmernden Kern. Wisst ihr nun Bescheid?«

Und ob wir das wussten. Er brauchte uns nichts mehr zu erzählen. Für uns war klar, dass Baal mit dem zweiten Teil seiner Rache begonnen hatte.

Der erste waren die Vögel gewesen, der zweite Teil war sicherlich durch den Dolch in Gang gesetzt worden.

Verdammt auch.

Lady Sarah hatte ihren Stock mitgenommen. Wenn sie sich auf ihn stützte, konnte sie besser laufen. Noch bestand für uns keine Gefahr. Zwar trieben erste, dünne Wolken heran, aber Flammen sahen wir keine. Auf dem Hof hatten sich die meisten versammelt. Das große Tor in die Freiheit stand offen.

Ich lief auf den Volvo zu und öffnete Sarah Goldwyn die Tür.

»Du wartest hier!«

Sie nickte, und ich lief zurück. Jetzt sah ich das Feuer. Die Flammen mussten mit einer mörderischen Gewalt toben. Die Fenster waren zerstört, und die Feuerarme zuckten aus den Öffnungen wie gierige, lange Finger, die nach neuer Nahrung suchten, aber ins Leere griffen.

Wladimir drehte sich mir zu. »Wir haben das Kloster evakuieren müssen. Da geht alles zum Teufel. Wir bekommen die Flammen nicht unter Kontrolle.«

»Wisst ihr, wo das Zentrum ist oder war?«

»Ja, in der Krankenstation.«

»Bei Tschigin?«, fragte Suko, der die Worte gehört hatte.

»Richtig.«

»Dann ist er ein Opfer geworden.«

Wir schauten auf das zuckende Feuer und auf die durch die Flammen

geschaffenen Spiele aus rotem Licht und Dunkelheit.

Es war ein faszinierendes Bild, das einem Brandstifter Freude bereitet hätte, mir jedoch weniger, und dann wurden wir von einem grellen Blitz überrascht, der im Innern des Klosters aufzuckte und die Helligkeit der Flammen noch überlagerte.

»Was war das?«

Der Russe wusste auf meine Frage eine Antwort. »Das Muss in der Zentrale gewesen sein. Dort ist die gesamte Elektronik zum Teufel gegangen. Explodiert, zerstört oder durchgeschmort.« Er schüttelte den Kopf. »Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen.« Suko dachte wieder praktisch.

Zudem sah er, wie einige Wagen in aller Eile aus einem Garagenkomplex gefahren wurden. Es waren Mannschaftswagen der Armee.

Die Männer verhielten sich diszipliniert. Sie schwangen sich einer nach dem anderen auf die harten Bänke der Ladefläche. Niemand drängelte oder stieß den anderen zur Seite.

»Fahren wir da mit?«

Ich wollte auch nicht länger bleiben und nickte zum Vorschlag meines Freundes.

Wladimir hatte nichts dagegen. Der Volvo stand so, dass wir nur eine Kurve zu fahren brauchten, um in Richtung Tor zu gelangen. Also nicht erst drehen und wenden.

»Endlich seid ihr da!«, begrüßte uns Lady Sarah. Über ihr Gesicht und die Scheiben des Wagens zuckte der Widerschein des Feuers. »Ich dachte schon, ihr wolltet schmoren.«

»Nein, keine Sorge.«

Suko hatte geantwortet und warf auch als Letzter die Tür zu. Er lächelte der Horror-Oma zu, die neben ihm im Fond saß.

Der Motor sprang sofort an. Unser Fahrer kurbelte am Lenkrad und fuhr hinter einem Lkw her in Richtung Tor. Die auf der Ladefläche hockenden Soldaten waren durch eine Plane geschützt. An der Rückseite allerdings war sie offen. Einige hatten ihre Köpfe so weit vorgestreckt, dass sie aus dem Wagen und in die Flammen blicken konnten, die bereits über die Hälfte des alten Klosters erfasst hatten.

Auch ich schaute zurück.

Den Dolch entdeckte ich nicht. Dafür den grünen Kern innerhalb des Feuers, und ich dachte für einen Moment auch an Oberst Tschigin, der seinen eigenen Starrsinn mit dem Leben hatte bezahlen müssen. Er würde uns nicht mehr in Sibirien besuchen können.

Wenig später rollten wir durch das Tor und ließen den in Flammen stehenden Komplex hinter uns. Mir tat es nicht Leid. Wie Wladimir darüber dachte, wusste ich nicht. Trotz aller Sympathie und Freundschaft gehörte er zum KGB. Er war ein Mann des

Geheimdienstes und würde seinen Vorgesetzten sicherlich einiges zu erklären haben. Gerade deshalb, weil es Zeugen gab, die von seinen Differenzen mit Tschigin manches mitbekommen hatten.

Wir fuhren eine Weile hinter dem Lkw her, bis wir einen höher gelegenen Teil des Geländes erreicht hatten.

Hier drosselte Wladimir das Tempo und parkte vor dem Kloster.

»Was soll das?«, fragte ich.

»Ich möchte noch einmal einen Blick zurückwerfen.«

Das war verständlich. Auch wir sahen hinüber und hörten Sarah Goldwyns Kommentar.

»Meine Güte, ist das ein Anblick!«

Da hatte sie nicht gelogen. Es war tatsächlich ungewöhnlich, was man uns da bot. Ein gewaltiger, flammender Komplex. Brennende Trakte, lange Feuerzungen, die hoch in den Himmel stachen, als wollten sie die düsteren, grauen Schneewolken verbrennen, die durch die Finsternis trieben.

Es war eine gewaltige Faszination, die von dem Flammenfanal ausging.

Wir saßen im Wagen und blieben nicht unbeeindruckt. Das war tatsächlich gewaltig, und noch immer erhielt das Feuer neue Nahrung, denn innerhalb der Mauern explodierte und detonierte ein Material, dessen Reste als regelrechte Strahlen in die Höhe schossen, sodass wir uns vorkamen wie Zuschauer bei einem Feuerwerk.

Ich atmete tief aus. Wer jetzt noch in dieser Flammenhölle steckte, war nur zu bedauern.

»Schade, der Dolch ist nicht da!«, sagte Suko.

Ich lachte bitter. »Dabei habe ich gedacht, ich hätte ihn unter Kontrolle. Von wegen.«

»Was Baal einmal besitzt, lässt er nicht so leicht los. Denk an deinen Silberdolch, John!«

Ich ballte die rechte Hand, während mein Gesicht einen wütenden Ausdruck annahm. »Den, mein lieber Suko, hole ich mir wieder. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Ich würde es dir wünschen.«

»Sollen wir fahren?«, fragte Wladimir.

»Meinetwegen.«

Der Russe gab Gas. Unter den Reifen spritzte der Dreck weg, als Golenkow den Wagen in eine enge Kurve riss.

Unser Ziel war jetzt ein anderes.

Das ehemalige St. Petersburg, heute Leningrad genannt!

Wenn wir aus dem Fenster des schlichten Zimmers schauten, sahen wir den dunklen Ostseehafen, wo nur wenige Lichter brannten. Die Schiffsaufbauten waren schwarz wie Teer, glänzten und reflektierten die Lichter.

Wie das Wasser.

Das Zimmer, das ich mir mit Suko teilte, hatte eine Verbindungstür zum Nebenraum, wo Sarah Goldwyn untergebracht und zunächst einmal in die kleine Sitzbadewanne gestiegen war.

Dank der guten Beziehungen eines Wladimir Golenkow hatten wir noch spät in der Nacht etwas zu Essen bestellt und auch erhalten. Westgeld öffnet einem in der UdSSR alle Türen.

Suko aß Lachs. Ich stand am Fenster und hörte meinen Freund fragen:

»Hast du keinen Appetit?«

»Schon.«

»Dann komm.«

Ich setzte mich und aß auch etwas.

Lady Sarah kam zu uns. »Jetzt fühle ich mich besser«, sagte sie und nahm in dem Sessel Platz, der ihr von Suko zurechtgerückt worden war.

Dieser Sessel aus den Fünfzigern gehörte bei uns schon zu den Antiquitäten.

Lady Sarah aß ebenfalls etwas, wenn auch nicht mit großem Appetit.

»Wollt ihr euch noch hinlegen?«, fragte sie und zeigte auf das Doppelbett.

Suko nickte, während ich auf die Uhr sah. »Es sind nur wenige Stunden.«

»Trotzdem, John. Wer weiß, wann wir wieder eine Mütze voll Schlaf nehmen können.«

Wir blieben noch eine Viertelstunde beisammen, bevor sich Sarah Goldwyn gähnend verabschiedete. »Bis später dann, Freunde. Und träumt nur nicht von glühenden Dolchen.«

»Das bestimmt nicht!«, versprach ich.

Wir zogen die Schuhe aus. Die Vorhänge der beiden schmalen Fenster ließen wir offen. Suko hatte die besseren Nerven. Er war schneller eingeschlafen als ich. Schon bald hörte ich ihn leise schnarchen.

Ich starrte zur Decke, die als graue Fläche über mir stand. Meine Gedanken kreisten um die vergangenen Abenteuer, die eigentlich mit Acron und Akim Samaran begonnen hatten. Vor vier Wochen hätte ich bestimmt nicht damit gerechnet, an diesem Abend in einem Hotelzimmer der russischen Stadt Leningrad zu liegen.

Irgendwann verlangte mein Körper sein Recht. Ich schlief ein, sackte förmlich weg und blieb zum Glück von irgendwelchen Träumen verschont, sodass ich mich in Morpheus' Armen mehr als wohl fühlte. So wohl, dass ich sogar das Läuten des Telefons überhörte und erst wach wurde, als Suko mit dem Anrufer sprach.

Ich drehte mich verschlafen zur Seite und hörte, wie mein Partner

sagte:
»Ja, das ist gut, wirklich. Sollen wir sofort kommen, oder hat es Zeit bis später?«
»Hat Zeit. Ich komme vorbei.« Wladimir sprach so laut, dass ich seine Antwort verstehen konnte.
Ich sah auf die Uhr. Fünf Uhr morgens. Da konnte ich mich noch zweimal umdrehen, bevor unser russischer Freund bei uns war.
»Na?«, fragte ich Suko.
Er setzte sich auf. Das Licht der kleinen Nachttischleuchte streifte sein Gesicht von der anderen Seite her, sodass die mir zugewandte im Dunkeln lag.
»Wladimir hat eine Spur gefunden.«
»Wieso?«
»Er hat sich mit seiner Dienststelle in Verbindung gesetzt, und dort setzt man ebenfalls auf Computer. Wir müssen uns aber noch eine Weile gedulden.«
Suko und ich wollten die Wartezeit schlafend überbrücken. Ich hatte ein gutes Gefühl bei der Sache. Diese Knochengruft schien eine erste echte Spur zu Baal und vielleicht auch zu meinem Dolch zu sein.
Himmel, wenn ich ihn zurückbekommen könnte, wäre vieles gewonnen.
Aber ich musste davon ausgehen, dass er nicht mehr so war wie früher, denn er hatte sich vor meinen Augen verfärbt, als Baal ihn mir abnahm.
Wir würden sehen…

***

Die Müdigkeit übermannte mich, und als ich zum zweiten Mal wach wurde, war Suko schon angezogen. Draußen begann die Dämmerung.
Graues Licht lag über der Stadt und sickerte durch die beiden Fenster in unser Zimmer. Suko hatte eines davon geöffnet. Mit dem Licht kam der Lärm. Am Hafen hatte bereits die Frühschicht begonnen, und da ging es rund. Das Quietschen der Verladekräne drang ebenso an unsere Ohren wie das dumpfe Dröhnen der Schiffssirenen oder die lautsprecherverstärkten Stimmen irgendwelcher Chefs und Antreiber.
»Kannst du das Fenster nicht schließen?«, beschwerte ich mich.
»Weshalb?«
»Wegen des Lärms.«
»Aber dann muss ich in deinem Mief liegen.«
»Erstunken ist noch keiner, Gevatter, aber erfroren«, gab ich zu bedenken, jumpte aus dem Bett und ging ins winzige Bad, wo ich neben der Sitzwanne eine Dusche vorfand.
Ich konnte fast zwischen den Strahlen hin- und hertanzen. Seife war auch nicht die beste, aber ich will mich nicht immer nur beschweren,

wir hätten es wesentlich schlimmer antreffen können.

Nach der Morgentoilette fand ich Lady Sarah. »Wurde auch Zeit«, sagte sie, »dass du endlich fertig bist. Mir hängt der Magen schon auf der Erde. Wann dampfen wir ab?«

Als sie meinen erstaunten Blick bemerkte, griff Suko ein. »Ich habe ihr von Wladimirs Anruf berichtet.«

»Das ist etwas anderes.« Ich schlüpfte in meine Jacke. »Natürlich müssen wir warten, bis sich unser Freund wieder gemeldet hat. Erst dann können wir weitersehen.«

»Okay, dann lass uns was essen.« Sarah klopfte mit ihrem Stock auffordernd auf den Fußboden.

Das Hotel war nicht sehr groß. Es hatte fünf Etagen, dafür nur einen Fahrstuhl, der zudem altersschwach wirkte.

Wir nahmen die Treppe. Sarah hielt Schritt mit uns. Sehr höflich wurden wir von einem dunkelhaarigen Mann empfangen, der einen unmodernen schwarzen Anzug trug. Er begleitete uns in den Frühstücksraum. Hier waren die Fenster größer, der Ausblick zum Hafen allerdings nicht besonders. Lastwagen donnerten durch die Ladestraßen.

Zum Frühstück gab es sogar schon Fisch. Ich blieb jedoch bei Brot und Konfitüre, die sehr gut schmeckte. Der Kaffee kam leider etwas zu spät, sodass ich mir nur noch den Mund damit ausspülen konnte.

Als die Verdauungszigarette brannte, hatte sich Wladimir noch immer nicht gemeldet. Das machte auch Lady Sarah nervös. »Sollten wir ihn nicht mal anrufen?«

»Würde ich gern tun«, erwiderte ich. »Wenn ich nur wüsste, wo der Bursche steckt.«

Sarah schüttelte den Kopf. »Man sollte kaum glauben, dass Wladimir für diesen Verein arbeitet. So ein sympathischer Mann.«

»Es gibt überall solche und solche. Ich habe von unseren Typen auch schon miese kennen gelernt. So wird es sich auch beim KGB verhalten, das kannst du mir glauben.«

»Ich sage ja nichts mehr.« per Raum war nur zur Hälfte besetzt. Wir fielen auf, man warf uns verstohlene, aber nicht unfreundliche Blicke zu.

Schließlich tauchte Wladimir Golenkow im Türeingang auf. Er sah uns und kam grinsend näher. »Habt ihr gut geschlafen?«

»Wir ja«, erwiderte Suko, »aber du nicht. Das sehe ich dir an.«

»Stimmt genau.« Golenkow holte sich einen Stuhl. Wir wollten ihn zum Frühstück einladen, doch er hatte bereits gegessen und winkte ab. Nur Kaffee trank er mit.

»Dann berichte mal«, forderte ich ihn auf und spitzte die Ohren.

Der Russe trank erst einen Schluck. »Es sieht nicht allzu gut aus. Das einmal vorweg.«

»Dann weißt du nicht, wo sich diese Knochengrube befindet?«

»Schon, aber in einem verdammt unwegsamen Gelände. Ich habe überall dort nachgeforscht, was irgendwie mit Mythologie zusammenhängt und einen Bezug zu Rasputin hat. Zum Glück ist bei uns viel erhalten geblieben, auch über Rasputin haben wir einiges verwahrt, und in seinem Leben gibt es einen Abschnitt, wo er weder im Kloster gewohnt noch am Hofe des Zaren gewirkt hat. Da hat er sich gewissermaßen vor den Menschen versteckt gehalten.«

»In der Knochengrube«, sagte Lady Sarah.

»Möglicherweise. So genau weiß ich das nicht. Jedenfalls ist er in den Wolgasümpfen verschwunden gewesen. Dort muss auch die geheimnisvolle Knochengrube liegen.«

»Und wie kommt man dorthin?«

Golenkow grinste. »Ihr könnt zwischen Schiff und Flugzeug wählen.«

»Ich bin fürs Flugzeug«, sagte Lady Sarah.

Dagegen hatten wir nichts. Mir lag noch eine Frage auf der Zunge.

»Hast du sonst nichts herausfinden können?«

»Nein, die Knochengrube befindet sich in den Wolgasümpfen. Wir werden die Menschen dort fragen und sicher auch Antworten erhalten.« Er lächelte. »Jedenfalls wird es eine interessante Reise, das kann ich euch versichern.«

Keiner von uns widersprach.

Selbst Sarah Goldwyn, die eigentlich immer einen Scherz auf den Lippen hatte, wenn die große Gefahr vorbei war, zitterten die Knie, als sie sich von Suko und mir aus der Maschine helfen ließ, die auf einer mit Gras bewachsenen Piste gelandet war.

Zunächst atmeten wir tief durch und sahen das Grinsen des Piloten, der seinen Kopf aus dem Fenster gesteckt hatte. Wladimir Golenkow sprach mit ihm. Wahrscheinlich bedankte er sich nicht für den Flug, der war nämlich halsbrecherisch gewesen und noch schlimmer als der erste Teil, der uns von Leningrad nach Kalinin geführt hatte. Dort waren wir dann umgestiegen und in Richtung Rybinsk geflogen, wo die Wolga einen großen Stausee speichert, wie man mir berichtet hatte.

Dort lag nicht unser Ziel. Es befand sich genau dazwischen, in den Wolgaauen, auf dem flachen Land, wo die russische Seele noch beheimatet ist und die Menschen so leben, wie es sich heute schon mancher Großstädter wieder wünscht.

In dieser Gegend also sollte die Knochengrube liegen. Vom Strom sahen wir nichts, aber wir rochen ihn. Der Wind wehte über das flache Land, er brachte den Geruch des Wassers mit. Es roch nach Holz, Laub, nach den einsamen Liedern der Wolgaschiffer und nach Teer. Über dem Land lag ein gewaltiger Himmel, wie ich ihn selten in seiner Weite gesehen habe.

Am Firmament hingen turmartige Wolkengebilde, die der Wind nach Osten schob. Es war nicht so kalt wie in Leningrad, aber auch hier stand der Winter vor der Tür.

Im Hintergrund standen ein paar Gebäude. Nicht mehr als Baracken. Ihre Dächer wirkten auf mich so, als würden sie vom nächsten Sturm davongetragen werden.

Wladimir Golenkow trat mit ausgebreiteten Armen auf uns zu. »Das ist Väterchen Russland«, sagte er. »Willkommen in meinem Heimatland.«

»Oder am A… der Welt«, fügte ich hinzu.

Der KGB-Mann lachte. Er hatte während des Flugs sogar geschlafen.

»So dürft ihr das nicht sehen, Freunde. Es gibt viel einsamere Gegenden, glaubt mir.«

»Wo wollen wir hinwandern?«, fragte die Horror-Oma ungeduldig.

»Zur nächsten Ansiedlung.«

»Wie weit ist die entfernt?«, wollte Suko wissen.

»Nicht sehr weit. Wir können einen Wagen nehmen. Kommt mit, ich habe einiges vorbereitet.«

Es stand tatsächlich ein Fahrzeug bereit. Ein Mann in Uniform begrüßte uns sehr freundlich und umarmte Lady Sarah sogar. Er war der Kommandant dieses Flugplatzes und ein Bekannter von Golenkow, wie er uns glaubhaft versicherte.

Was den alten VW-Käfer in diese Einöde verschlagen hatte, wusste wohl nur der Wagen selbst. Und den konnten wir nicht fragen.

»Einsteigen«, sagte Wladimir.

Suko und Lady Sarah quetschten sich in den Fond. Die alte Dame hatte darauf bestanden, weil ich mit meinen langen Beinen vorn Platz nehmen sollte.

Dann ging es los. Wir rollten über eine Piste, die nur aus Gras und Lehmbuckeln bestand.

Flach, bretteben war die Wiesenlandschaft. Hin und wieder sahen wir Wälder. Sie bildeten einen regelrechten Wall in der Ferne, und davor wälzte sich der breite Strom durch sein Bett.

Nach einer guten halben Stunde Fahrt entdeckten wir die ersten Dächer und den Turm einer Kirche, der stolz in den klaren Himmel ragte.

»Befindet sich hier die Knochengrube?«, fragte ich den Fahrer.

Er nickte. »Nicht weit entfernt, jenseits des Dorfes, macht die Wolga eine Schleife. Zudem zweigen dort einige Nebenarme ab. Nur sehr schmal sind sie und auch nur auf Spezialkarten aufgezeichnet. Das ist ein Sumpfgebiet. Dichter Nebel erschwert häufig die Orientierung.«

»Leben dort Menschen?«

»Ja. Einige Familien haben sich dorthin zurückgezogen. Sie leben vom Torfstechen. Alles noch Handarbeit. Nebenbei flechten sie

Weidenkörbe, die in den Städten sehr begehrt sind.«

Wir hatten den Ausführungen unseres russischen Begleiters interessiert zugehört und dabei gar nicht bemerkt, dass wir bereits am Dorf eingang angelangt waren.

Mir gefiel ein alter Ziehbrunnen, der auf einem Feld stand und mich an die Puszta erinnerte. Ein Stück Nostalgie im größten Land der Erde.

Die Straßen waren nicht gepflastert. Die Häuser waren nicht hoch, ihre Dächer zeigten eine Bedeckung aus Geflecht und Gras.

Nur ein Haus stach von den anderen ab. Auf seinem Dach wehte die rote Fahne mit Hammer und Sichel.

»Müssen wir uns dort anmelden?«, fragte Lady Sarah.

»Ich erledige das schon«, sagte Wladimir und stoppte den Käfer, dessen Motor knatternd auslief.

Wir verließen den Wagen, reckten uns, atmeten die frische Luft ein und verzogen wenig später die Nasen, als ein mit Jauche beladener und von einem struppigen Pferd gezogener Wagen an uns vorbeirollte. Der Bauer, der das Pferd führte, schien der Methusalem des Dorfes zu sein. In seinem Gesicht »klebte« ein pfiffiges Grinsen.

Der Parteibonze wusste bereits Bescheid. Er wirkte väterlich und trug seinen dicken Bierbauch vor sich her. Wladimir Golenkow wurde respektvoll behandelt und wir ebenfalls.

Die beiden unterhielten sich eine Weile, man bot uns einen Schluck Schnaps an, der uns Tränen in die Augen trieb. Es war ein klarer Wacholderschnaps.

»Wann geht es weiter?«, fragte ich, als ich das Glas abstellte.

»In ein paar Minuten.«

»Hat es etwas Neues gegeben?«

»Das kann man wohl sagen. Und es scheint mit unserem Fall zusammenzuhängen.« plötzlich waren wir ganz Ohr, und Golenkow sprach weiter. »Neulich war jemand von der Familie Karpow hier. Ihr Pflegekind Lara ist verschwunden.«

»Ein Kind?«, wiederholte Lady Sarah.

»Ja, ein junges Mädchen. So um die zwanzig. Die ist damals von der Familie aufgenommen worden, als die Mutter sie verließ. Außerdem ist sie unehelich. Im Mittelalter hätte man sie als Hexe bezeichnet.«

»Hexen gibt es auch heute noch«, bemerkte Suko. »Aber echte. Nicht zu vergleichen mit den bedauernswerten Geschöpfen, die damals hingerichtet wurden.«

Wladimir grinste. »Hier glauben die Leute noch an Hexen und an Naturgeister.«

»Und an Knochengruben«, fügte Lady Sarah hinzu. »Haben Sie den Apparatschik dort mal gefragt?«

Der Apparatschik, wie er von Sarah Goldwyn genannt worden war, stand daneben und grinste breit.

»Natürlich.«
»Und?«
»Er glaubt nicht daran.«
»Auch nicht an Rasputin?«
»Doch. Der war mal hier, das ist ja bewiesen. Aber er war auch ein Feind der Revolution und ist deshalb aus dem Gedächtnis der Menschen verbannt worden.«
»Aber nicht aller.«
»Nein, nur der Offiziellen.«
»Dann könnte es hier durchaus Leute geben, die sich noch an Rasputin erinnern«, sagte ich.
Wladimir lachte laut. »Richtig, John. Ich werde euch zu einer Frau führen, die sich noch sehr gut daran erinnert.«
»Und wann?«
»Sofort.« Er drehte sich um und verabschiedete sich von dem Offiziellen.
Wir warteten draußen auf ihn. Menschen kamen herbei und schauten uns an. Freundlich lächelnd. Besonders die Kinder. Bevor wir in irgendeinen Dialog eintreten konnten, kam Wladimir aus der Kommandantur und schloss die Türen auf.
Wenig später waren wir wieder unterwegs.

***

Lara folgte dem Ruf oder dem Fluch einer unseligen Vergangenheit. So genau wusste sie das noch nicht, als sie ihre Pflegeeltern verlassen und sich in den Sumpf begeben hatte. Bei Nacht und Nebel war dies geschehen, und niemand sollte merken, was sie überhaupt vorhatte. Ihr Weg führte sie in ein Gebiet, über dem ein Fluch lag und das von den meisten Menschen gemieden wurde.
Wenn die Alten davon sprachen, bekreuzigten sie sich gleichzeitig und warnten die anderen, denn dieser Sumpf hatte vor langen Jahren einen Gast beherbergt, den man am besten vergaß.
Rasputin!
Aber Lara wollte ihn nicht vergessen. Und sie hatte auch keine Furcht vor ihm, denn alles, was sie tun sollte, hatte die Mutter ihr schriftlich niedergelegt, bevor sie in den Westen geflüchtet war.
Viel später hatte Lara den Brief gelesen und auch verstanden. Ihre Mutter, Ludmilla Prokowa, war eine Bewunderin des großen Rasputin gewesen, hatte sich auf seine Fersen geheftet und hatte auch diesen Sumpf nicht vergessen, wo sie zahlreiche Geheimnisse über Rasputin erfuhr.
Diese Geheimnisse sollten auch Lara offenbart werden. Nur konnte sie ihren Pflegeeltern, den Karpows, davon nichts sagen. Sie hätten sie zwar nicht ausgelacht, aber festgehalten, und so war es besser

gewesen, sich bei Nacht und Nebel davonzuschleichen.

Seit einigen Tagen schon hielt sie sich in der alten Hütte versteckt. Ihr Blut meldete sich. Es war eine innere Unruhe, die sie peinigte. Sie wusste, dass etwas passieren würde und sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen musste.

Die Hütte stand dort, wo das Areal begann, das viele so stark fürchteten.

Am Rande der Wolgasümpfe, wo auch Rasputin einmal gelebt hatte, wollte sie seinen Spuren nachgehen, um ihrer geflüchteten Mutter den letzten Wunsch zu erfüllen.

Lara wusste, dass die Sümpfe ein Rätsel bargen, über das sie nie gesprochen hatte. Weder mit den alten Menschen im Dorf, die Rasputin noch kannten, noch mit ihren Freundinnen. Nein, das hatte sie alles für sich behalten.

Die Hütte war aus Holz gebaut worden. Windschief schmiegte sie sich an den Rand einer kleinen Senke. Das Hochwasser hatte sie schon zweimal zerstört, aber immer wieder hatte Lara es geschafft, ihr kleines Versteck neu aufzubauen und häuslich einzurichten.

Das Dach war flach und tief angelegt, so konnte ihre Behausung nicht sofort entdeckt werden.

Es war ein für sie herrlicher Flecken Erde. Lara war gern mit ihren Gedanken allein. Und so hockte sie oft in der Hütte, schaute durch die offene Tür auf den Sumpf und lauschte dem Gesang des »Starken Mannes«, wie sie den Fluss immer nannte. Für Lara war der Fluss die Musik, die sich mit ihren Träumen und Erinnerungen vereinigte und sie fortschwemmte.

Irgendwelchen fernen Ufern zu. An Reichen gelegen, in die die Menschen keinen Blick werfen konnten, weil dies allein den Geistern vorbehalten war.

Als Pflegekind hatte sie es bei den Karpows gut gehabt, doch die Erinnerung an ihre Mutter war immer stärker in ihr aufgeflammt, obwohl sie Ludmilla kaum gekannt hatte. Aber ihre Mutter war etwas Besonderes gewesen. Sie hatte sich mit Dingen beschäftigt, die auch ihr, der Tochter, nahestanden. Je älter sie wurde, umso mehr fühlte sich Lara zu dem Unheimlichen hingezogen, der den Namen Rasputin trug.

Diese faszinierende schillernde Figur war, ohne dass sie es gewollt hatte, immer stärker in ihr Leben getreten und hatte es beeinflusst.

Er war längst verstorben, von der offiziellen Historie wurde er auch totgeschwiegen, aber wenn man hinter die Kulissen schaute, fand man Spuren.

Viel war über ihn bekannt.

Besonders in dieser Gegend, wo er gewirkt und seine Spuren hinterlassen hatte. Es war davon gesprochen worden, dass er sich die

Kraft aus den Sümpfen holte, deshalb musste hier etwas sein.
Zwar hatte sie es bisher nicht entdecken können, aber der Drang, es zu finden, war immer stärker geworden. Auch die Tatsache, dass eine Entscheidung bevorstand, konnte sie nicht leugnen.
Und so wartete sie.
Mehrere Tage schon hatte sie sich in der Hütte verkrochen. Es mangelte ihr an nichts. Sie hatte sich mit Proviant eingedeckt, konnte essen und trinken, überlegen und darauf warten, dass sich ihr die Umgebung offenbarte.
Noch hatte sich nichts getan, aber der Sprung war nicht mehr weit. Sie spürte mit jeder Faser ihres Körpers, dass sie dicht vor dem Ziel stand, und sie hatte auch die Botschaft vernommen, die ihr zugetragen wurde.
Sie kam aus den Sümpfen.
Es war ein Hauch gewesen, ein Atem, der nach Fäulnis roch, der den Tod mitbrachte und von Lara trotzdem so sehr gewünscht wurde. Sie hatte manchmal das Gefühl, als würde sie die Stimme ihrer Mutter hören, die klagend über den Sumpf strich.
Dass Ludmilla Prokowa längst tot war, wusste sie nicht. Lara glaubte sie noch immer im Westen, wo sie bestimmt ihre Forschungen fortsetzte.
Aber hier in den Sümpfen konzentrierte sich alles, da lagen die echten Spuren verborgen.
Nein, es war kein totes Land, über das ihr Blick glitt. Der Sumpf lebte.
Zahlreiche Tiere hatten sich ihn als Heimat ausersehen. Eine ebene, grünbraune Fläche, bewachsen mit Kniehohen Gräsern, die sich, wenn der Wind über sie hinwegfuhr, verbeugten, als hätten sie Ehrfurcht vor den Kräften der Natur.
Auch gegen ihren Körper wehte der Wind. Er bauschte den langen Rock auf und wühlte in ihrem dunklen Haar. Lara ließ sich gern auf diese Art und Weise liebkosen, besonders dann, wenn die ersten Dunstschwaden sie umfingen wie hauchdünne Leichentücher. Sie ging den schmalen Weg entlang, stemmte den Kopf gegen den Wind, nahm die Gerüche der Landschaft auf und ließ sich einfach treiben.
Manchmal, wenn sie die Augen schloss, hatte sie das Gefühl, nicht mehr auf dem Boden zu stehen, sondern hinwegzusegeln in eine aus Wolken gebildete Ferne, die ein Reich begrenzten, wo die alten Märchen wahr wurden.
Dann hörte sie sich selbst sprechen und nach ihrer Mutter rufen. Ohne dass sie es wollte, floss oft genug der Name Rasputin über ihre Lippen.
Er war Dreh- und Angelpunkt!
Hier im Sumpf hatte er gelebt, möglicherweise dort, wo ihr Haus

stand.

Er hatte das Kloster verlassen, um sich mit Dingen zu beschäftigen, die für ihn viel interessanter waren.

Den Tod hatte er überwinden wollen.

Lara war gläubig erzogen worden. Sie konnte es sich nicht vorstellen, dass es ein Mensch schaffte, den Tod zu überwinden, aber Rasputin war ein besonderer Mensch gewesen, der immer eigene, unbekannte Wege gegangen war.

Und er musste etwas entdeckt haben. Vielleicht nicht die Überwindung des Todes, niemand konnte sich vorstellen, dass er aus dem Grab zurückkehrte. Aber einen anderen Erfolg hatte er sicherlich erreicht, sonst hätte er sich nicht so lange in dieser Gegend aufgehalten.

Lara spürte, dass da einiges nicht stimmte. Der Sumpf barg ein Geheimnis. Was sich unter seiner Oberfläche befand, konnte sie jedoch nicht sagen.

Auf entsprechende Fragen hatte sie stets ein Achselzucken geerntet oder ängstliche Blicke, die sie davor warnten, noch weitere Fragen zu stellen oder möglicherweise nachzuforschen.

Je ernster diese Blicke geworden waren, umso mehr gegenteiligen Erfolg hatten sie erreicht. Jetzt war es Lara, die ebenso fühlte wie damals Rasputin. Der Sumpf war für sie eine zweite Heimat geworden. Hier konnte sie sich zu Hause fühlen, und hier hatte sie das Gefühl, mit einem Stückchen Ewigkeit konfrontiert zu werden.

Der Sumpf wurde vom Hauch des Vergessens umweht. Auf einigen trockeneren Inseln wuchsen Bäume. Sie streckten ihre jetzt blattlosen Arme wie braune Totenfinger in alle Richtungen. Manchmal kamen sie dem Mädchen anklagend vor, als wollten sie sich über die absterbende Natur beschweren.

Es war schon eine besondere Gegend, die sie sich ausgesucht hatte. Oftmals verändert von einem Augenblick zum anderen. Dann nahm sie jeweils einen bedrohlichen Anblick an.

So auch jetzt.

Lara stand da und schaute in Richtung Strom, den sie nie sah, weil er einfach zu weit weg war.

Aber dort, wo er träge durch das breite Bett floss, bildeten sich die ersten Schleier, die als hellgraue Wand parallel zum Strom liefen und sich verteilten, wobei der Wind sie über das flache Moor drückte, als sollten sie dort das Unheil, das in der Tiefe lauerte, verbergen.

Das Moor schwieg und redete trotzdem.

Oft war es nur das Platzen einer Gasblase, das dem Mädchen das Gefühl gab, doch nicht so allein zu sein. Lara lauschte auch auf das Quaken der dicken Frösche und sah, wenn es dunkel wurde, das phosphoreszierende Flimmern über der Fläche, als wollten die Geister

der unter dem Moor liegenden Toten ihre Ankunft melden.

Opfer hatte sich der Sumpf genug geholt. Viele hatten ihn und seine Gefährlichkeit unterschätzt, waren hineingegangen und nicht wieder zurückgekehrt.

Lara kannte die Stellen, die sie gehen musste, und sie erreichte sicher ihre Hütte.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann kam die Dunkelheit. Sie war so schwarz, so absolut, denn nirgendwo in der Nähe brannten Lichter. Diese Düsternis der Nacht lag im Herbst und im Winter lange Stunden über dem Land.

Aus dem Tonkrug nahm sie einen Schluck Wasser. Es gab in der Nähe eine Quelle, dort hatte sie es sich geholt. Um etwas sehen zu können, steckte sie den Docht der alten Öllampe an, die sie mit in ihre Hütte genommen hatte.

Unter ihrer dicken Jacke hatte sie das Papier verborgen gehabt, das Erbe ihrer Mutter, die letzte Nachricht. Wieder einmal faltete sie das Blatt auseinander, hielt es so, dass Licht drauffiel, und begann zu lesen. Ihre Mutter hatte bereits unter dem Eindruck der Flucht gestanden, als sie die Zeilen schrieb, aber sie hatte immer wieder auf den Sumpf hingewiesen, wo sich in Rasputins Leben ein entscheidendes Stück Schicksal abgespielt hatte.

Die Aufforderungen, die sie las, ließen sich schon mit Warnungen vergleichen.

»Bleib da, wenn du mehr wissen willst. Lass den Sumpf nie aus den Augen, Kind. Führe das fort, was ich begonnen habe. Darum kann ich dich nur bitten.«

Sie ließ den Brief sinken. In ihren dunklen Augen glitzerte es feucht.

Das Gesicht war noch blasser geworden. Es lag wie ein bleicher Schatten zwischen den dunklen Haaren. Der Mund bewegte sich ebenfalls, schwieg aber. Es waren ihre Gedanken, die in den Bewegungen der Lippen endeten.

Und noch ein wichtiges Wort hatte sie in der letzten Nachricht ihrer Mutter gelesen.

Knochengrube.

Es musste einfach ungemein wichtig sein, denn es war von ihrer Mutter zweimal unterstrichen worden.

Natürlich hatte die Knochengrube etwas mit Rasputin zu tun. Ludmilla Prokowa hatte genau gewusst, über was sie schrieb. Diese Knochengrube musste für sie das Zünglein an der Waage gewesen sein, vielleicht auch der Weg zu Rasputin.

Gefunden hatte Lara sie noch nicht.

Dabei kannte sie das Moor ziemlich gut. Sie hatte es abgesucht, auch mit dem Boot, denn viele Plätze und Stellen konnte sie nur mit dem

Boot erreichen, aber es war ihr bisher noch kein einziges Mal gelungen, auch nur einen Hinweis auf die Knochengrube zu finden.

Wenn es sie tatsächlich gab, dann musste sie tief unten liegen, wo ewige Nacht herrschte und nie ein Lebender hingekommen war.

Sie hätte gern mehr über die Knochengrube gewusst. Leider war sie bei ihren diesbezüglichen Fragen stets auf taube Ohren gestoßen. Entweder wussten die Menschen nichts, oder sie wollten nichts wissen.

Nur eine alte Frau hatte ihr abgeraten, sich damit zu beschäftigen. »Lass die Götzen der grauen Vorzeit, Mädchen. Es ist besser für dich und für uns alle.«

Dieser Satz war ihr nie aus dem Kopf gegangen. Mit den Göttern der grauen Vorzeit konnte Lara nichts anfangen, ihr Bezugspunkt war der abtrünnige Mönch Rasputin, den ihre Mutter so abgöttisch verehrt hatte.

Lara wusste, dass die folgende Nacht wieder lang werden würde. Wie jede Nacht zuvor, wenn sie allein in der Hütte saß, über die Dinge nachdachte und die Einsamkeit bedrückend wurde.

Dann ärgerte es sie, dass sie nicht das Wissen besaß wie Rasputin. Sie hatte eine schlechte Ausbildung erhalten. So eben nur konnte sie lesen und schreiben.

Lara hatte sich ein Lager hergerichtet. Es bestand aus Stroh, einer Decke und aus Zweigen. Dort legte sie sich nieder, starrte gegen die dunkle Decke, wo sich der helle Kreis und der Schatten des Lampenscheins abmalte, und sie dachte weiterhin daran, dass sie vielleicht einmal von hier fortgehen würde, um später, wenn sie mehr wusste, wieder zurückzukehren.

Und so vergingen die Minuten. Sie reihten sich aneinander. Träge schlich der Nachmittag dahin, der Abend kam, mit ihm die Dämmerung und die dünnen Nebelfetzen, die sich immer ausbreiteten, wenn die Dunkelheit hereinbrach.

Sie schoben sich lautlos vor und erinnerten manchmal an leichte, wallende Gebirge, für die es kein Hindernis gab.

Der Nebel veränderte vieles. Er ließ nicht nur die Landschaft verschwinden, er veränderte auch die Geräusche, die dann ungewöhnlich dumpf klangen und oft genug von einem schaurigen Unterton begleitet wurden.

Lara hatte sich daran gewöhnt, aber das Geräusch, das plötzlich und unerwartet an ihre Ohren drang, schreckte sie doch auf.

Es passte nicht in die abendliche Kulisse.

Das Mädchen setzte sich auf. Dabei zog sie die Schultern hoch, als würde sie frieren, doch die innen mit Fell ausgelegte Jacke hielt sie warm.

Ganz sicher war sie sich nicht, deshalb wollte sie warten, bis das

Geräusch abermals erklang.
Da war es wieder.
Ein hohles Klappern, als hätte jemand Knochen oder Gebeine gegeneinander geschlagen. Gleichzeitig vernahm sie ein leises Heulen, das aus einer Angst geboren wurde.
Das Heulen verstummte, aber das Klappern blieb.
Lara hob den Arm und tastete mit ihren Fingerspitzen über die Haut. Sie fühlte den Schauer auf ihrem Gesicht und spürte den Druck, der sich in ihrem Magen ausbreitete.
Etwas stimmte da nicht. Das Geräusch war nicht normal, und ihr fiel ein, dass sie vorhin etwas über die Knochengrube gelesen hatte.
Würde sie endlich, nach der langen Zeit des Wartens, Gewissheit haben? Das wäre einfach zu schön gewesen, um wahr zu sein. Sie lächelte, trotz ihrer Spannung, als sie sich von ihrem Lager in die Höhe drückte und geduckt auf den Ausgang zuschlich.
Dabei hatte sie ihre Augen zu Schlitzen verengt. Auf dem etwas kindlich wirkenden Gesicht zeichnete sich die Spannung überdeutlich ab. Sie atmete nur durch den Mund.
Sehr vorsichtig ging sie weiter und drückte sich durch den Eingang der Hütte.
Träge zogen die Nebelschwaden ihre Bahnen. Da konnte sie weder hinein- noch hindurchschauen. Die graue Suppe hatte sich so verdichtet, dass sie alles schluckte.
Bis auf das Geräusch.
Die genaue Richtung war nicht festzustellen. Lara konzentrierte sich auf die Lautstärke und stellte fest, dass diese sich veränderte. Das Geräusch näherte sich ihrer Hütte. Mit jeder Sekunde, die verging, nahm es zu.
Lara zitterte.
Auf einmal hatte sie das Gefühl, dicht vor der Lösung des Falles zu stehen. Sie brauchte selbst nicht einmal etwas zu tun, andere Kräfte hatten die Regie übernommen, der Sumpf öffnete unter Umständen seine Pforten, um ihr zu beweisen, dass nicht alles tot war, was unter der Oberfläche lauerte.
Einige Schritte weit sah sie noch ziemlich klar, aber die verkrüppelte Weide in der Nähe zerfloss schon zu einem geisterhaften Schemen.
Und so musste sie warten.
Irgendwann würde es geschehen, dann vielleicht kam ihr die Erleuchtung, des Rätsels Lösung.
Plötzlich sah Lara das Licht.
Sie wurde davon so überrascht, dass sie den Arm hob, ihn anwinkelte und den Handballen gegen die Lippen presste, um einen Schrei zu unterdrücken. Himmel, das Licht hatte sie noch nie gesehen. Es hatte auch keine normale gelbe Farbe, sondern zeigte sich ihr in einem

dunklen, gleichzeitig strahlenden Grün.

Eine ungewöhnliche Farbe, vor der Lara ein wenig Furcht bekam. Die zweite Haut breitete sich auf ihrem Körper aus, sie spürte sie jetzt auch am Rücken. In ihren Füßen breitete sich ein Kribbeln aus, ein Zeichen steigender Spannung.

Das hohl klingende Klappern blieb.

Ein gewisser Rhythmus begleitete es, und genau in diesem Takt bewegte sich das grüne Licht.

Beide gehörten zusammen.

Lara war fasziniert. Sie hielt sich an dem aus Weidengeflecht hergestellten Türrahmen fest und schaute starr in den grauen Dunst. Er bewegte sich unaufhörlich. Nebel lag hier nie ruhig, aber bewegte sich oder tanzte nicht auch etwas in seinem Innern?

War da nicht eine Gestalt, die zuckend von einer Seite auf die andere wischte, um dabei noch näher an die Hütte heranzukommen?

Das Mädchen starrte nur auf den grünen Schein, der ihr wie eine Insel war. Allerdings wie eine, die sich ständig veränderte.

Und plötzlich konnte sie etwas erkennen.

Aus dem Nebel schoss ein Gegenstand hervor, er wurde größer, nahm Gestalt an, und Lara wollte es einfach nicht glauben, was sie da mit eigenen Augen sah.

Erst als dieser Gegenstand neben ihr gegen die Wand und dann zu Boden gefallen war, bückte sie sich, um ihn aufzuheben.

Die Finger ihrer rechten Hand umschlossen dabei einen menschlichen Armknochen.

***

Vor uns lag die graue Flut der träge dahinfließenden Wolga. Ein breiter, oft besungener Strom.

Wir rauschten mit der Strömung dahin, umgeben vom Klatschen der Wellen, vom Gurgeln des Wassers, und ich konnte noch immer nicht recht begreifen, dass wir vom Flug ins Auto und jetzt auf das Boot umgestiegen waren.

Aber die Frau, die wir besuchen wollten, lebte auf einem Hausboot, nahe der Sümpfe. Da wir in den Sumpf wollten und uns dort auch auf ein Boot verlassen mussten, war es nur zweckmäßig gewesen, es gleich zu benutzen.

Schiffsverkehr herrschte so gut wie nicht. Nur einmal hatten wir einen Schlepper gesehen, der hoch mit Baumstämmen beladen war. Ansonsten kam mir der Strom vor wie eine breite, graue Schlange, die sich durch die Landschaft wand.

Am Ufer standen einige Schuppen, in denen die Boote untergebracht waren.

Wladimir Golenkow saß vor uns und lächelte. Ihm gefiel die Fahrt

über seinen heimatlichen Strom, aber wir mussten rudern. Suko hatte dafür gestimmt, die Knochen wieder ein wenig gelenkig zu machen.

Es tat einerseits gut, dem Rauschen des Wassers zuzuhören, andererseits wollte ich endlich Erfolge sehen. Die Zeit drängte. Die Frau, die wir besuchen wollten, hieß Kaiinka. Und diese Kaiinka sollte Rasputin noch gekannt haben.

Ich schätzte sie auf ungefähr neunzig. Geistig, so hatte man uns versichert, würde sie noch voll da sein.

Ich wollte schon fragen, wie lange wir uns noch abmühen mussten, als Wladimir den rechten Arm hob und zum Ufer hindeutete. »Seht ihr das alte Haus dort hinten?«

»Ja, das auf der Landzunge.«

»Genau. Dort wohnt sie.«

»Und was ist bei Hochwasser?«

»Weiß ich nicht.«

Noch immer beeindruckte mich die Weite des Landes.

Suko sprach unseren russischen Freund an. »Du hast vorhin den Nebel erwähnt. Glaubst du wirklich, dass bei dieser Luft…?«

Wladimir hob den Arm. »Darauf kannst du Gift nehmen, Suko. Der Nebel wird kommen. Kurz vor der Dämmerung verändert sich hier die Landschaft, dann müssen wir etwas erreicht haben.«

Nicht nur Hochwasser kann tückisch werden, auch das Niedrigwasser.

Wir hatten Mühe, uns mit dem schwerfällig wirkenden Kahn durch die ufernahen Strudel zu kämpfen, aber wir mussten an Land, und Wladimir war es, der zuerst aus dem Boot sprang, sich von uns eine Leine zuwerfen ließ und im Wasser stehen blieb. Seine Knie wurden von den auslaufenden Wellen umspült. Mit dem Tau in der Hand lief er auf einen schief gewachsenen Baum zu, um dessen Stamm er das Seil schlang.

Auch wir gingen an Land und holten uns nasse Füße. Die Hütte war nicht mehr weit entfernt. Ich wunderte mich über die Größe. Es war ein gedrungen wirkendes Gebäude, sehr flach und mit einem Anbau versehen.

»Braucht die alte Kaiinka so viel Platz?«, fragte ich.

Wladimir hob die Schultern. »Ich habe mir sagen lassen, dass sie noch ein Lager besitzt und dort verkauft.«

»Was denn?«

»Kräuter, Körbe, Selbstgebrannten Schnaps und Früchte im Sommer. Sie ist noch sehr rege.«

Wir schritten über das feuchte Ufergelände. Unsere Schuhe versanken in dem weichen Moosteppich. Der Wind wehte uns den Geruch von Gras und brackigem Wasser entgegen, das große Flächen des in der Nähe liegenden Moors bedeckte.

Noch konnten wir über die flache Landschaft hinwegschauen. In einer Stunde würde es anders aussehen, davon war ich fest überzeugt. Dann kam der Nebel, und die Gefahr verdoppelte sich.

Die Haustür stand offen. Wladimir klopfte trotzdem an, erhielt keine Antwort und nickte uns zu. »Sie wird es nicht gehört haben. Lass uns hineingehen.«

Dann betraten wir ein Haus, wie ich es noch nie gesehen hatte. Meine Güte, das war eine Rumpelkammer, die gleichzeitig als Laden diente. In den Regalen standen die unterschiedlichsten Waren. In Tonschalen, in Glasbehältern, in Haschen und Tiegeln. Zahlreiche Gerüche durchströmten den Raum.

Nach Essig und Zimt roch es ebenso wie nach roter Beete und Pfeffer.

Dazwischen nahm meine Nase den Duft irgendwelcher Blüten auf, aber die Frau selbst sahen wir nicht.

»Kaiinka?«

Golenkows Ruf hallte durch das Haus und in den düsteren Anbau hinein, wo sich keine Fenster mehr befanden und die Decke noch niedriger wurde, sodass wir gezwungen wurden, gebückt zu gehen.

Nur unsere Schritte waren zu hören. Die alte Kaiinka meldete sich nicht.

Auch im Lager, das gleichzeitig als Schlafstätte diente, sahen wir sie nicht.

»Sie muss doch da sein«, sagte der Russe.

Ich ging auf das Bett zu. Ein unangenehmes Gefühl hatte sich meiner bemächtigt. Auf meiner Haut spürte ich das Kribbeln. Ich wusste, wie gefährlich dieser Fall war. Der Götze Baal mischte mit, und ihm kam es auf ein Opfer mehr oder weniger nicht an. Wenn er uns unter Kontrolle hielt und über jeden unserer Schritte informiert war, konnte es durchaus sein, dass er eine weitere Spur zu ihm gnadenlos abgeschnitten hatte.

Ich stand noch immer neben dem Bett, drehte mich, ging einen halben Schritt vor und konnte in eine kleine Nische schauen. Meine Augen wurden groß, ich zuckte zurück, denn aus der Nische starrte mich ein Gesicht an, wie ich es noch nie gesehen hatte.

Es schien aus Rinde und Baumwurzeln zu bestehen, in die jemand mit einem Schälmesser Falten, Runzeln und Furchen hineingeschnitten hatte.

In die obere Hälfte hineingedrückt waren zwei Augen, die mich an blasse Kreise erinnerten und zum Zentrum hin ein wenig dunkler wurden.

Auch die Haare sahen aus wie abgeschälte Rinde, nur die Kleidung wollte nicht dazu passen. Der lange Rock und das Oberteil bewiesen mir jedoch, dass ich es mit einem Menschen zu tun hatte und nicht mit einem lebenden Pflanzenmonster.

Eine Hand geriet in die Nähe meiner Brust. Wenig später tippten mich die knotigen Finger an und kratzten über die Kleidung, weil die gekrümmten Nägel wie kleine Messer wirkten.

Sie redete mit mir. Ich verstand kein Wort und ging einen Schritt zurück.

Durch diese Geste hatte ich das Blickfeld für Wladimir Golenkow freigemacht, und ich hörte ihn rufen: »Ah, die alte Kaiinka.« Das verstand ich.

Sie löste sich aus der Nische. Breitbeinig und schwerfällig ging sie, denn diese Frau brachte trotz ihres Alters einiges an Gewicht auf die Waage.

Mit einer hellen, dennoch krächzenden Stimme sprach sie unseren russischen Begleiter an, der in einen regelrechten Antwortschwall verfiel, als er redete.

Suko und ich konnten nur zuhören, aber die alte Kaiinka war voll auf der Rolle, denn während des Vortrags drehte sie hin und wieder den Kopf, um entweder Suko oder mich anzusehen.

In der unteren Gesichtshälfte bewegte sich etwas, das ein Mund sein konnte. Wir gingen davon aus, dass sie lächelte, und wir lächelten dann zurück.

In einer Sprechpause wandte ich mich an Wladimir. »Was hat sie gesagt?«, fragte ich.

»Dass wir gute Augen hätten.«

»Aha und was noch?«

»Dass wir willkommen sind.«

»Freut mich.«

Sie bat uns im Lager Sitzplätze an. Zwischen Körben machten wir es uns bequem. Über meinem Kopf baumelte auch ein Korb.

Als Sitzplätze dienten uns Baumstümpfe! Wladimir Golenkow hatte sich nahe an die alte Kaiinka herangesetzt und sich zu ihr hingebeugt. Er redete dabei sehr intensiv auf sie ein.

Wir waren nur Zuhörer, aber wir hörten hin und wieder das Wort Rasputin.

Dann nickte die Frau jedesmal. Und als der Name Baal fiel, sahen wir das Erschrecken auf dem Gesicht der alten Kaiinka.

»Baal.«

Es drang aus ihrem Mund wie ein finsterer Schwur. Die Stimme hatte sich verändert, sie war tiefer geworden, und mir rann ein Schauer über den Rücken. »Baal«, wiederholte sie, richtete ihr Gesicht gegen die Decke und legte die Hände mit den knotigen Fingern zusammen. Dann sagte sie etwas, das wie ein Gebet klang und es auch war, wie uns Wladimir flüsternd versicherte.

»Warum?«

»Sie hat Angst.«

»Dann kennt sie den Dämon?«, stellte Suko fest.
»Ja. Sie hat von ihm gehört, weiß aber nicht, wie er aussieht. Jedenfalls scheinen wir hier richtig zu sein.«
Die alte Kaiinka senkte den Kopf und breitete die Arme aus, als wollte sie etwas umfassen. Ihre kaum zu erkennenden Lippen bewegten sich, bevor ein Ruck durch ihre Gestalt ging und sie eine Frage an Wladimir stellte.
Der gab ihr eine Antwort.
Die beiden verfielen in den nächsten Sekunden in ein flüsterndes Zwiegespräch, dem Suko und ich nur lauschen konnten. Interessant war die Gestik der alten Frau. Sie sagte viel über ihre Worte aus, und wir schauten ihr gespannt zu.
Manchmal schüttelte sie den Kopf, dann lehnte sie ihren Körper abwehrend zurück und spreizte dabei die Hände, als wollte sie ihren Gesprächspartner beschwören. Wenn sie etwas sagte, wurde sie immer leiser und zischte, bis sie abrupt den Kopf schüttelte, sich bekreuzigte und einen alten Rosenkranz aus ihrer Rocktasche hervorholte.
Auf uns wirkte es so, als wollte sie Wladimir Golenkow von dem abhalten, was wir vorhatten.
Ich fragte auch nicht nach, sondern überließ ihm weiter das Feld. Er schaffte es tatsächlich, die Frau für sich zu gewinnen.
Keuchend holte sie Luft, und sie zwinkerte mit den Augen.
Bevor sie anfing zu reden, sah sie sich vorsichtig um, als wollte sie sich vergewissern, dass kein Lauscher in der Nähe stand und uns zuhörte.
Demnach mussten ihre Worte von einer ziemlichen Brisanz sein.
Sie sprach schnell, manchmal sogar hastig und holte dementsprechend Luft. Ihre Augen wurden zu starren Kugeln. Sie waren scharf auf den zuhörenden KGB-Agenten gerichtet, von dessen Gesicht ich keinerlei Reaktion ablas.
Aber so gelassen, wie er sich gab, war er nicht. Ich kannte ihn lange genug. Wahrscheinlich tobte in seinem Innern ein Feuer, das nicht so leicht zu löschen war.
Die alte Kaiinka verausgabte sich regelrecht. Ihren Schmerz und ihre Angst erlebten wir hautnah mit, denn sie wischte sich zwischendurch das Tränenwasser aus den Augen. Dann faltete sie die Hände und hielt ihren Rosenkranz noch fester. Schließlich verstummte sie.
Suko und ich sahen ihr an, dass sie noch etwas sagen wollte. Deshalb hielten wir uns zurück.
Nein, sie sprach nicht. Dafür schaute sie uns an und segnete jeden von uns. Wir hüteten uns davor, auch nur zu lächeln, dafür war die Sache viel zu ernst.
Erst als sie die Hand gesenkt hatte und das Kinn fast den Hals berührte, weil sie den Kopf nach vorn beugte, atmeten wir tief durch.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Suko.
»Sehr wenig und sehr viel.«
»Rede schon!«
Wladimir legte seine Stirn in Falten. »Ich will euch sagen, dass wir hier genau an der richtigen Adresse sind. Die Spur hat uns nicht getäuscht. Es war tatsächlich Rasputin, der sich hier in die Umgebung der Sümpfe zurückgezogen hat.«
»Und die Frau kannte ihn?«
»Ja, als junges Mädchen oder junge Frau hat sie ihn gesehen und regelrecht angehimmelt. Sie war von ihm fasziniert gewesen.«
»Wer war das nicht«, warf ich einen Einwand dazwischen. »Mir kommt es vor, als wäre er ein Nationalheld gewesen.«
»Lass das nur nicht die Parteiorgane hören.«
Ich kam wieder zum Thema. »Wie hat Rasputin sich benommen? Wusste sie etwas über seine Ziele?«
»Nein, das hat sie nicht erwähnt. Das heißt doch. Sie erinnert sich daran, dass er hergekommen war, um über den Tod nachzudenken, den er besiegen wollte.«
»Was er nicht geschafft hat.«
»So ist es.«
»Was ist mit Baal?«, fragte Suko.
»Davon hat sie auch gehört, aber sie kennt ihn nicht. Sie weiß nur, dass hier im Sumpf die Knochengrube existiert und diese etwas mit Baal zu tun hat.«
»Wieso? Hat man ihn auch hier angebetet?«
»Es sieht so aus«, gab Wladimir zurück.
»Und Spuren?«
Er hob die Schultern. »Die alte Kaiinka sagt, dass der Sumpf sie begraben hätte. Damit meint sie die Knochen der Opfer, die ihm zu Ehren gebracht wurden.«
»Aber heute nicht mehr?«
»Nein.«
Suko bemerkte: »Jetzt brauchen wir nicht mehr zu tun, als die Knochengrube zu finden. Oder was meint ihr?«
Wir waren einverstanden, und ich wollte wissen, ob sich Wladimir auch nach dem Weg erkundigt hatte.
»Ja, aber erkläre mal jemandem einen Weg durch den Sumpf. Wir müssen das Boot vom Fluss zu den Sümpfen tragen und uns praktisch der Stelle vom Wasser aus nähern.«
»Das bei Nebel!«, brummte Suko.
»Wenn wir uns beeilen, können wir noch etwas sehen.«
Zunächst verabschiedeten wir uns von der alten Frau. Als sie ihre Hand in die meine legte, hatte ich das Gefühl, trockene Äste anzufassen. Sie sagte uns einige Worte, die wohl so etwas Ähnliches

wie »Viel Glück« bedeuten sollten, dann waren wir entlassen.

Draußen hatte sich tatsächlich etwas verändert. Zwar war der Nebel noch nicht zu einer undurchlässigen Dichte zusammengewachsen, aber sie erhielt stets Nachschub.

»Beeilung!«, rief Wladimir. »Wir müssen es vom Wasser aus versuchen.«

»Hoffentlich hat Sarah Goldwyn mehr Glück«, sagte ich und dachte daran, dass wir uns auf ihren Wunsch hin getrennt hatten. Wohl war mir bei diesem Gedanken nicht.

***

Wenn es darauf ankam, hatte Lady Sarah schon immer ihren eigenen Kopf gehabt, auch in diesem Fall, als ihre Freunde das Ziel über den Strom erreichen wollten.

»Das dauert mir viel zu lange«, hatte sie gesagt. »Ich versuche es anders.«

»Und wie?«

»Durch einen Spaziergang.«

»Aber nicht in den Sumpf.«

»Mal sehen.«

Lady Sarah freute sich diebisch, dass sie wieder einmal ihren Kopf durchgesetzt hatte. Die drei waren gefahren und hatten sie im Dorf zurückgelassen, wo sie zwar eine Fremde war, sich aber nie fremd vorkam, denn die Leute waren sehr nett zu ihr.

Jemand hatte sie mal als ein kleines Genie bezeichnet, denn die Horror-Oma beschäftigte sich in ihrer Freizeit mit sehr vielen Dingen. So hatte sie vor einigen Jahren einen Russisch-Sprachkurs besucht und einiges davon noch behalten. Jetzt, wo es darauf ankam, kramte sie die Brocken wieder hervor und erkundigte sich, wo sie die Familie Karpow finden konnte.

Ein kleines Mädchen brachte sie hin. Die Karpows wohnten in einem schmalen Haus, an das eine Scheune angebaut worden war. Ein Mann stand dort und verteilte Rüben auf dem Boden. Als er Lady Sarah sah, erhob er sich aus seiner gebückten Haltung und schob die Schiebermütze in den Nacken. Aus dem Hintergrund näherte sich eine dralle Frau mit einem bunten Tuch auf dem Kopf, das ihre Haare völlig verdeckte. Wind wehte der Horror-Oma entgegen und drang durch die Kleidung.

Lady Sarah grüßte sehr freundlich und erntete dafür ein Lächeln zurück.

Dann formulierte sie ihren Wunsch. Sie wollte etwas über Lara erfahren und über ihr Verschwinden. »Ich komme von sehr weit her.«

»Wieso?«, fragte der Mann.

»Nun, das kann ich nicht genau sagen. Vertrauen Sie mir«,

radebrechte sie.

Die beiden schauten sich an. »Wir sind nur die zweiten Eltern«, erklärte die Frau.

»Ich weiß. Was war mit den ersten?«

»Die Mutter ist weg.«

»Wohin?«

»Sie floh in den Westen. Nach England. Dort wollte sie sich niederlassen.«

Diese Aussage konnte Zufall sein, aber Mrs Goldwyn war nicht die Frau, die an Zufälle glaubte. Nein, dahinter musste etwas anderes stecken.

Und zwar eine sehr konkrete Sache, auf die sie das Ehepaar auch ansprach.

»Heißt die wahre Mutter zufällig Ludmilla Prokowa?«

»Ja.«

»Dann kenne ich sie.«

Jetzt waren die beiden perplex. Sie starrten Lady Sarah an wie einen Geist, besprachen sich, bevor der Mann auf eine kleine Bank deutete, auf der Lady Sarah gern Platz nahm.

Natürlich wollten sie wissen, wie es Ludmilla ging, und Mrs Goldwyn musste ihnen leider berichten, dass sie gestorben war.

»Tot?«, hauchte die Frau. Sie wurde blass und bekreuzigte sich.

Auch der Mann verlor alle Farbe aus dem Gesicht. Niemand fragte nach, wieso das hatte geschehen können, doch Mrs Goldwyn fühlte sich einfach verpflichtet, Einzelheiten zu erzählen. Und so sprach sie mit den beiden darüber, wie es zum Tod der Frau gekommen war. Und sie vergaß auch nicht den Namen Rasputin.

Beide nickten. »Sie hatte immer davon gesprochen. Von Rasputin, dem Mönch und Magier.«

»Er war hier?«

»Ja, im Sumpf.«

»Könnte es nicht sein, dass auch Lara etwas über ihn weiß?«

»Nein, nein, sie war noch zu klein, als ihre Mutter verschwand. Ludmilla war von Rasputin fasziniert gewesen. Sie wollte seinen Spuren nachgehen und alles von ihm wissen. Er war auch hier.«

Lady Sarah hatte sich anstrengen müssen, um die Worte verstehen zu können. Auch bei der nächsten Bemerkung tat sie sich schwer. »Ich glaube nicht, dass Lara nichts gewusst hat. Deshalb ist sie auch gegangen.«

»Aber wohin?«

»In den Sumpf.«

»Dort kann sie nicht leben.«

»Ob sie das überhaupt will? Vielleicht wollte sie nur etwas über Rasputin wissen. Möglicherweise ist er ihr erschienen. Als Geist, das

geht. Ich habe es erlebt.«

Lady Sarah sah, dass sich die beiden ängstigten, kam deshalb auf ein anderes Thema zu sprechen. »Ich möchte auch in den Sumpf und suche einen Begleiter. Gehen Sie mit, Mr Karpow?« Das Mister rutschte ihr einfach so über die Lippen.

Der Mann erschrak. »Ich soll…?« Seine Frau legte ihm eine Hand auf den Arm, als wollte sie ihn zurückhalten.

»Ich bitte Sie darum.«

»Es ist gefährlich. Bald wird der Nebel aufsteigen.«

»Das kann ich mir vorstellen, aber ich bin nicht allein. Es sind noch drei Freunde von mir hier, die auch nach Lara suchen wollen. Sie kommen von der anderen Seite.«

»Wir haben schon nach ihr gesucht. Sie hat sich nicht gemeldet.«

»Vielleicht tut sie es heute.« Sarah Goldwyn schaute die beiden so treuherzig an, dass dem Mann nichts anderes übrig blieb, als zu nicken und somit seine Zustimmung zu geben.

»Das finde ich toll, wirklich.« Lady Sarah lächelte, aber das Gesicht der Frau blieb sehr besorgt. Sie redete so schnell mit ihrem Gatten, dass Sarah Goldwyn nichts verstand. Sie hoffte nur, dass Karpow bei seiner Entscheidung bleiben würde.

Schließlich stand er auf und strich seiner Frau über die Wange. Er ging weg, kam mit seiner Jacke zurück, und Lady Sarah sah, wie die Russin anfing zu weinen.

Sie wollte die Bedauernswerte trösten, aber die rannte schnell ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu.

»Es tut mir Leid«, sagte die Horror-Oma. »Wirklich. Wenn Sie wollen, gehe ich allein.«

»Njet!« Es war hart gesprochen. »Ich habe es gesagt, ich werde es auch tun. Lara war wie unser Kind. Ich muss herausfinden, wo sie geblieben ist.« Der Russe mit dem hellhäutigen Gesicht machte einen entschlossenen Eindruck. »Ich will aber noch etwas mitnehmen«, sagte er. »Warten Sie, ich hole mein Gewehr.«

Lady Sarah runzelte die Stirn. Sie glaubte nicht daran, dass diese Waffe etwas nutzte, aber wenn sich der Mann mit ihr besser fühlte, wollte sie nicht widersprechen.

***

Lara, das dunkelhaarige Mädchen, hielt den Menschenknochen in der Hand, der aus dem dichten Nebel geflogen war und sie fast am Kopf getroffen hätte.

Sie starrte ihn an, ohne richtig zu begreifen, was der Fund bedeutete.

Ein Menschenknochen, dachte sie plötzlich. Wo kam er her? Wer hatte ihn geworfen?

Plötzlich kehrte die Erinnerung zurück. Sie merkte, wo sie sich

befand.

Es war also kein Traum gewesen.

Da erst begann sie zu zittern. Die Angst war da und schlug über ihr zusammen. Sie schaffte es nicht mehr, die Hand zur Faust zu schließen, und so rutschte der Knochen wieder hervor und prallte zu Boden. Lara aber traute sich nicht, den Platz zu wechseln. Sie wäre liebend gern wieder zurück in die Hütte gelaufen, um sich irgendwo zu verkriechen, nur brachte sie das einfach nicht fertig. So stand sie auf dem Fleck und hielt die Augen weit geöffnet, weil sie daran glaubte, auf diese Art und Weise mehr erkennen zu können.

Das grüne Licht war geblieben. Eine verschwommene Insel inmitten des rollenden Schwadenwaldes, und auch das hohle Klappern vernahm sie.

Irgendwo vor ihr tanzten die Knochen.

Auf einmal wurde ihr bewusst, dass sie dicht vor der Lösung des Rätsels stand, nach der sie so lange gesucht hatte. Es war nur mehr ein kleiner Schritt zum Ziel, dann konnte sie endlich etwas von dem begreifen, was ihre Mutter ihr mit auf den Weg gegeben hatte.

Plötzlich wurde sie nervös. Sie blickte sich um, als wollte sie nach einem Fluchtweg Ausschau halten. Sie zuckte zusammen, weil der Nebel vor ihr in Bewegung geriet.

Ein Windstoß war es nicht gewesen. Denn der Wind verursachte nicht dieses rhythmisch klingende Rauschen, das musste schon einen anderen Grund haben.

Lara, von ihrer eigenen Angst in die Zange genommen, blieb trotzdem stehen und richtete ihren Blick nach vorn.

Da entdeckte sie die beiden Schatten!

Sie lauerten innerhalb der Nebelwolken, standen nicht still, sondern bewegten sich durch zuckende Schläge, und Lara erkannte, dass es sich dabei um Flügel handelte.

Also mussten vor ihr Vögel schweben.

Und zwar riesige Vögel. Geier vielleicht.

Es waren Baals unheilbringende Leichenvögel, die sich plötzlich aus der Nebelwand lösten und als fliegende Ungeheuer Kurs auf das Mädchen nahmen.

Lara konnte sie jetzt besser erkennen, sie wich diesem Anblick auch nicht aus, und sie sah die schrecklichen, rötlich schimmernden Köpfe mit den langen Schnäbeln, die ihr vorkamen wie zwei aufeinander gelegte Lanzenhälften.

Aus den Mäulern der Vögel drangen Laute, die sie an eine Mischung aus Krächzen und Schreien erinnerten. Jedenfalls hörten sich die Laute sehr böse an.

Lara schüttelte es durch. Mit einem einzigen Sprung katapultierte sich das Mädchen durch den Eingang der Hütte.

Dort konnte sie ihren Schwung nicht mehr rechtzeitig genug abbremsen.

Sie fiel zu Boden und blieb zunächst einmal liegen.

Sie lauschte, denn sie hatte vom Dach der Hütte ein Geräusch vernommen. Dort landete der Vogel.

Voller Schrecken erkannte das Mädchen, wie sich die Decke über ihr bewegte. Das Gewicht des Leichenvogels drückte sie nach innen. Moosund kleine Lehmklumpen fielen bereits herab und landeten auf Laras Körper. Sie schleuderte sie weg und sprang auf.

Das Reißen und Knirschen ließ sie heftig zusammenzucken. Als sie ihren Blick abermals auf das Dach richtete, wurden ihre Augen noch größer.

Da riss der Schnabel eine Lücke in das Dach der Hütte, der rötliche Kopf bewegte sich zuckend, verschaffte sich auf diese Art und Weise mehr Platz, sodass Lara in die gefährlichen Augen schauen konnte.

»Was willst du?«, brüllte sie plötzlich los und sprang zur Wand hin, wo ihr Lager stand.

Der Vogel konnte keine Antwort geben. Er wühlte weiter, zog seinen Schnabel zurück, um ihn anschließend als Messer einzusetzen, denn er begann damit, das Dach zu zerstören.

Mit einer gnadenlos anmutenden Präzision hackte er das Loch immer größer, sodass es nur eine Frage von Sekunden war, wann auch der Körper hindurchpasste und er womöglich mit dem gesamten Dachaufbau in die Tiefe stürzte. Lara konnte es nicht verhindern, aber sie wollte auch nicht das Opfer werden, duckte sich wieder tiefer und zog sich vorsichtig in Richtung Hüttentür zurück.

Den hackenden und wühlenden Leichenvogel behielt sie dabei im Auge.

Er hatte Augen, aber er tat so, als würde er sein Opfer nicht sehen.

Wann war er durch?

Darauf wartete Lara nicht. Ein letzter Sprung brachte sie über die Schwelle.

Dass sie vom Regen in die Traufe geraten war, merkte sie einen Moment später. Nichts hatte sie gewarnt, aber sie hätte damit rechnen können, dass der zweite Vogel irgendwo lauern konnte.

Er hatte die Deckung des Nebels geschickt ausgenutzt, befand sich hinter Lara und hüpfte mit halb ausgebreiteten Flügeln und einer grotesk anmutenden Bewegung auf sein Opfer zu, wobei er gleichzeitig beide Schnabelhälften öffnete.

Dann biss er zu!

Er war schnell wie ein Fischreiher auf Beutezug, und Lara konnte nichts dagegen unternehmen. Auf einmal spürte sie den scharfen Druck an den Hüften, der ihre Bewegungsfreiheit drastisch einschränkte.

Hinzu kam der Schock!
Dieser gewaltige innerliche Schlag, der hoch bis zum Herzen raste.
Der Leichenvogel biss stärker zu. Aber nicht so stark, dass er die Kleidung durchtrennte und das Mädchen verletzte. Er wusste genau, wo die Grenze lag, zudem wagte Lara aus lauter Angst nicht, sich zu bewegen.
Starr blieb sie stehen, dabei ungewöhnlich angespannt, und aus ihrem Mund drangen wimmernde Laute.
Der zweite Vogel flog herbei. Er hatte sich vom Dach gelöst, seine Flügelschläge wirkten träge, als hätte er überhaupt nichts mit dieser Sache zu tun, und der hässliche Schädel war so gedreht, dass die Glotzaugen auf den Boden gerichtet waren.
Über Laras Kopf rauschte er hinweg. Er stieß wie der dunkle Schatten eines Flugzeugs in die dampfende Nebelwand hinein und wurde von ihr verschluckt.
Lara aber befand sich in der Gewalt des zweiten Vogels, und sie wusste nicht, was mit ihr geschehen würde. Wollte dieser Vogel sie töten?
Eine schreckliche Vorstellung, die allerdings verschwand, als ein Ruck durch den Körper des Leichenvogels glitt, er die Flügel ausbreitete und in die Höhe stieg.
Mit seinem menschlichen Opfer im Schnabel. Er wirkte wie ein Gigant aus einem Fantasy-Film, der sein Opfer in die Urzeit verschleppte.
Lara glaubte, verrückt zu werden. Zu Beginn hatte sie dies nicht so recht mitbekommen. Erst als Sekunden vergangen waren, wurde ihr bewusst, was mit ihr geschehen war.
Sie hing im Schnabel dieses Monstervogels!
Das war doch nicht zu glauben, aber sie brauchte sich nur auf den Druck an ihren Hüften zu konzentrieren, um zu wissen, dass diese Reise kein Albtraum war.
Ihre Arme waren nicht eingeklemmt worden. Die konnte sie bewegen, winkelte sie jetzt an, drückte die Hände nach unten und umfasste den Schnabel.
Die Finger des Mädchens rutschten ab und gerieten an die scharfen Unterkanten der Schnabelhälften. Sofort spürte sie den Riss in den Fingern, die Schmerzen waren ebenfalls da, und sie blutete.
Der Vogel tauchte mit seinem Opfer ein in die graue Nebelwand. Lara kam sich vor, als hätte eine Höhle sie verschluckt. Sie riss die Augen weit auf und erkannte den Schatten des zweiten Vogels.
Der stieß ein heiseres Krächzen aus, in das sich seine hellen Schreie mischten.
War es Triumph? War es Freude? Wahrscheinlich beides. Lara stand furchtbare Qualen durch. Ihr Herzschlag hatte sich beschleunigt, sie

fürchtete sich davor, irgendwann zerbissen zu werden, denn der Schnabel war ungeheuer scharf.

Wo lag das Ziel?

Vor Angst und Grauen konnte Lara kaum denken. Ihr Gehirn war wie gelähmt, sie schwitzte trotz der kühlen Nebelnässe. Sie ahnte, dass sie sich längst weit über der Sumpffläche befinden mussten.

Sie konnte sich ihr Ende aussuchen. Entweder zerbissen zu werden oder im Moor zu versinken, ohne dass eine Chance für sie bestand, dass man sie je fand.

Je mehr Zeit verging, umso größer wurde ihre Angst. Sie hatte das Gefühl, als würde der Vogel mit ihr immer in einem Kreis fliegen, als suchte er nach einem bestimmten Ziel, das er wegen des Nebels nur schlecht finden konnte.

Aber da war das grüne Licht. Erst jetzt, als sie sich ziemlich dicht in seiner Nähe befand, konnte sie erkennen, dass das Licht größer war, als es den Anschein hatte.

Vom Boden her stieg es in die Höhe und färbte den Nebel grün.

Plötzlich geschah es.

Lara stieß einen Schrei aus, als der Vogel mit ihr in die Tiefe sackte.

Jetzt lässt er dich fallen!, schoss es ihr durch den Kopf, aber sie irrte sich, denn der Leichenvogel glitt so sanft in die Tiefe, als wäre er eine Federwolke.

Je mehr sie sich dem Boden näherte, umso deutlicher wurde das Ziel. Es musste aus dem Sumpf hervorgestiegen sein, denn die zähe Flüssigkeit schwappte von der Platte zu Boden.

Sie schaute auf einen Altar!

Auf einen Opferaltar, der mitten im Sumpf seinen Platz gefunden hatte oder aus der Tiefe gekommen war. Auf dem Altar lagen Gebeine! Bleiche Knochen, auch Schädel.

Nicht weit entfernt ragte der kahle Ast eines Baumes wie ein Totenarm aus dem Sumpf, als wollte er seine Opfer anlocken.

Sehr dicht flog der Leichenvogel mit ihr an den Altar heran und in das grüne Licht hinein.

Dann ließ er sie fallen!

Sie schrie leise auf, bevor sie den harten Stein unter sich spürte und mit dem Hinterkopf aufschlug.

Rücklings blieb sie liegen.

Die Augen hatte sie weit geöffnet und verdreht. So starrte sie in die Höhe, sah in das grüne Licht, den Nebel und entdeckte die beiden Vögel, die den Altar in einer gewissen Höhe umkreisten und wie stumme, gefährliche Wächter wirkten.

Sie dachte daran, dass das alles nicht möglich sein konnte, denn der Ort, an dem sie lag, befand sich mitten im Sumpf und hätte normalerweise alles mit in die Tiefe reißen müssen. Niemals hatte ihr

jemand etwas von einer Insel erzählt.

Allmählich beruhigte sich ihr rasender Herzschlag, und es gelang ihr, wieder ein wenig freier zu atmen. Aber die Angst blieb.

Der Nebel hüllte sie ein wie eine Armee aus tausend Armen. Er kroch lautlos und bedeckte ihren Körper, als wollte er sie vor irgendwelchen Gefahren schützen.

Der jungen Russin gelang es, wieder realistisch zu denken. Sie wusste, dass ihre letzten Erlebnisse erst das Vorspiel zum Hauptakt gewesen waren.

Der würde noch folgen und sie wahrscheinlich in eine weitaus schlimmere Gefahr bringen.

Zwischen ihren Fingern spürte sie den kalten Schweiß. Er war klebrig wie alter Leim.

Die Stille wurde unterbrochen.

Ein ferner Ruf erreichte ihre Ohren. »Laraaaa…«

Sie horchte auf. Es war eine Frauenstimme, die nach ihr gerufen hatte, nur wusste das Mädchen nicht, wie weit die Ruferin entfernt war, denn der Nebel verzerrte die Geräusche und gaukelte dem Zuhörenden falsche Entfernungen vor.

Sie gab keine Antwort. Nicht deshalb, weil sie es nicht gekonnt hätte, nein, sie traute sich einfach nicht. Dann hörte sie wieder das Klatschen der Flügel über sich.

Als sie den Blick hob, sah sie die Schatten der Vögel, wie sie allmählich in die zunehmende Dunkelheit und den Nebel eintauchten.

Nacht, Nebel und Grauen!

Für Lara erfüllte sich ein Albtraum, der erst am Beginn stand, denn sie vernahm plötzlich ein Schmatzen und Gurgeln. Es klang rechts und links des Steinaltars auf. Sie sah die Knochen, die, wie von Geisterhänden geworfen, in die Höhe stiegen, gegeneinander klapperten und abermals die unheimlich klingende Melodie von sich gaben.

Es war der Auftakt für den Auftritt.

Denn aus der Tiefe des Sumpfes näherte sich eine furchtbare Gestalt.

Der Götze Baal!

***

Wladimir Golenkow hatte glücklicherweise an eine Taschenlampe gedacht, doch sie nutzte uns nicht viel. Ihr Licht verlor sich bereits nach einer doppelten Armlänge im düsteren Grau der uns umgebenden Waschküche, sodass es unmöglich war, auch nur einen Meter weiter zu sehen.

Wären nicht die mit dem Eintauchen der Ruderblätter verbundenen klatschenden Geräusche gewesen, wären wir lautlos durch die Nebelsuppe geglitten. So aber wussten wir, dass wir nicht durch die

Luft glitten, sondern über das flache Gewässer fuhren.

Oftmals tauchten Schatten auf und glitten an der Bordwand entlang. Die schabenden Geräusche untermalten unsere Fahrt. Es waren die langen Schilfrohre, die an einigen Stellen in regelrechten Feldern wuchsen.

Manchmal, wenn wir in die Nähe der Sumpfinseln gerieten, sahen wir auch hohe Gräser oder verkrüppelte Bäume, die ihre kahlen Äste wie anklagend in alle vier Himmelsrichtungen streckten.

Es war eine unheimliche, geisterhafte Fahrt durch für uns unbekanntes Gelände.

Das Rauschen der Wolga war längst hinter uns zurückgeblieben, weil wir uns immer weiter von dem Fluss entfernten. Wir knieten im Boot, das schaukelte, wenn wir an flachen Inselhügeln vorbeischrammten und uns mit den Riemen abstoßen mussten.

Zu sehen war nichts weiter als die graue Nebelwand, bis auf eine Ausnahme.

Wir entdeckten das grüne Licht zur selben Zeit. Es schimmerte weit vor uns, wie ein lockendes Leuchten im grauen Nebel, das aber sehr gefährlich werden konnte.

»Baals Opfermesser!«, flüsterte Suko scharf.

Der Ansicht war ich auch. Es musste einfach das Opfermesser dieses Dämons sein, denn woher sollte die unheimlich und fahl wirkende Beleuchtung sonst stammen?

Wir zogen die Riemen ein, ließen uns treiben und starrten dem Licht entgegen, das sich nicht veränderte.

»Es konzentriert sich auf einen Punkt«, sagte Wladimir. »Allerdings weiß ich nicht, was sich dort befindet.«

»Die Knochengrube!«, behauptete ich.

»Wieso?«

»Es ist das Ziel in diesem verdammten Moor.«

Die nächsten Sekunden verrannen schweigend, bis zu dem Augenblick, als wir alle drei den leisen und noch weit entfernten Ruf vernahmen.

Eine Frau hatte ihn ausgestoßen. Allerdings veränderte der Nebel die Stimme derart, dass wir bei ihrer Identifikation nicht sicher sein konnten.

»Das kann Lady Sarah sein!«, flüsterte Suko.

Wir hörten erneut den Ruf und glaubten, das Wort Lara zu vernehmen.

Wladimir fasste nach meinem Arm. »John, da hat jemand nach Lara gerufen. Wir sind also nicht allein. Andere suchen sie auch.«

Ich war sehr konzentriert und nickte nur.

»Das war weiter vorn«, sagte Suko. »Wir brauchen nur in die Richtung zu fahren.«

Dort lag unser Ziel, diese geheimnisvolle Knochengrube und somit die Spur zu Baal.

Es war etwas Großes, das wir vorhatten. Wir wollten ein gewaltiges Rätsel lösen, gegen einen Urdämon kämpfen und wurden von so profanen Dingen wie Nebel daran gehindert.

Da konnte man sich schon die Haare einzeln ausraufen.

Die Wand aus gespenstischem Dunst wollte nicht weichen.

Wir hörten und sahen den geheimnisvollen Rufer nicht, aber das grüne Licht blieb nach wie vor.

Es stand wie eine Eins innerhalb der dichten Suppe. Ein kaltes, dennoch gefährliches Leuchten, ein Hinweis auf die Knochengrube, auf Baal, der sein Opfermesser sicherlich nicht freiwillig hergab.

Ich war fest entschlossen, mich ihm zu stellen. Er sollte und musste merken, dass ich nicht vor ihm kuschte. Er hatte mir meinen Dolch abgenommen, den würde ich mir zurückholen.

Baal war raffiniert, Baal war gnadenlos. Wir mussten auf alles gefasst sein, auch darauf, dass er zu den Wesen gehörte, die dieses Moor beherrschten. Die Knochengrube konnte sein Areal sein. Da schaltete und waltete er. Da waren die Überreste seiner Opfer vergraben und versunken.

Knochen, Gebeine, vielleicht sogar magisch geladen, sodass sie andere Funktionen übernehmen konnten.

Da wir sehr still waren und die Riemen nur vorsichtig ins Wasser tauchten, konnten wir trotz des uns umgebenden Nebels Geräusche hören.

Das Flattern war vorhanden, ohne dass wir zunächst etwas erkannten.

Bis zu dem Zeitpunkt, als der Nebel vor uns in quirlende Rotationen geriet. Da wusste ich Bescheid, und meine Hand zuckte automatisch zur Beretta, während ich den Riemen losließ.

Auch Suko hatte es bemerkt. Scharf flüsterte er: »John, dort, die Leichenvögel.«

Trotz des Nebels hatten wir sie erkennen können. Sie bewegten sich träge durch die graue Suppe. Die Schläge ihrer Flügel erinnerten mich an düstere Grüße, mit denen sie uns willkommen heißen wollten. Auch Wladimir hatte sie entdeckt.

Wohl war dem Russen nicht dabei, als er sagte: »Verdammt, wir sitzen hier im Boot. Wenn diese Biester es zum Kentern bringen, ist keiner da, der uns aus dem Sumpf zieht.«

»Wir dürfen es eben nicht so weit kommen lassen.«

»Was willst du tun, John?«

»Sie abschießen!«

Der Russe lachte leise. »Das ist gut!«, flüsterte er. »Groß genug sind sie ja.«

»Kümmere du dich um das Boot«, wies ich ihn an. »Das ist zunächst einmal wichtiger.«

»Wieso?«

»Es darf nicht kippen. Du musst versuchen, es im Gleichgewicht zu halten. Ich bin sicher, dass die Monster angreifen werden. Die können einfach nicht anders.«

Ich hatte am Heck meinen Platz gefunden. Suko am Bug. Beide knieten wir und drehten unsere Köpfe, um den Flug der Leichenvögel genau verfolgen zu können.

Noch kreisten sie. Da glichen sie den Geiern, die abwarteten, bis sich ein verletztes Tier nicht mehr bewegte, um dann zuzuschlagen.

Wie Schatten glitten sie durch die Nebelwolken. Mit ihren Schwingen durchwühlten sie den Dunst. Die gerissenen Löcher wuchsen schnell wieder zusammen. Neue Figuren entstanden, und Wolken drückten lautlos ihre gespenstisch anmutenden Formen gegen unser Boot.

Ich schielte in die Höhe.

Ein Vogel kreiste direkt über uns. Er gehörte tatsächlich zu Baals Leichenvögeln. Das erkannte ich an seinem langen, rötlich schimmernden Kopf, der wie ein langer Blutstreifen wirkte, aus dem zwei Kreise, die Augen, stachen.

Ich hatte meine Beretta bereits angelegt. Als ich den Biestern zum ersten Mal begegnet war, hatte ich mit einem Schwert gegen sie gekämpft und sie vernichtet.

Jetzt schoss ich.

Zwei Kugeln verließen den Lauf. Sie jagten in die kreisenden Nebelwolken hinein und trafen den Körper, der nicht zu übersehen war. Ein Klatschen vernahm ich nicht. Dafür begann der Leichenvogel heftig mit den Flügeln zu flattern. Er schlug sie auf und ab. Die Nebelwolken gerieten in tanzende Bewegungen, und aus dem Schnabel des Vogels drang ein giftiger Schrei.

Dann fiel er.

Im ersten Augenblick befürchtete ich, von dem Vogel getroffen und über Bord geschleudert zu werden. Diese Masse an Gewicht konnte das Boot sogar zerstören. Ich warnte die anderen durch einen lauten Ruf, aber das war nicht mehr nötig, denn der Körper traf nicht uns, sondern das Moor dicht neben dem Boot.

Er prallte auf die Fläche. Wasser spritzte in die Höhe, übergoss uns.

Wellen entstanden, liefen gegen den Bootskörper, der ins Schaukeln geriet, aber nicht kippte. Wir hatten uns an den Seiten festgeklammert und atmeten tief durch, als die erste große Gefahr vorbei war.

»O je, das war knapp!«, hauchte Wladimir und fügte hinzu: »Jetzt ist dieser Baal gewarnt.«

»Kann sein.« Ich wischte mir das Moorwasser aus dem Gesicht und suchte den zweiten Leichenvogel.

Weshalb er nicht angriff, war mir ein Rätsel. Der Vogel hatte sich zurückgezogen, er war wie ein Geist in den Nebel eingetaucht.

Unterdessen sank der von uns erledigte Vogel in die Tiefe des Moores.

Der Sumpf nahm ihn gierig auf. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um lebende oder tote Materie handelte. Der Vogel hatte keine Chance.

Während des Falls hatte sich sein Körper gedreht, sodass er mit dem Rücken aufgeschlagen war. So wurde er vom Moor allmählich verschlungen. Dabei hielt er seinen kurzen Hals in die Höhe gereckt.

Der Schnabel stach wie eine Lanze aus der düsteren Sumpfbrühe, die den untergehenden Kadaver verschluckte.

Dabei löste er sich auf. Mein geweihtes Silber hatte ihn, das Monster, erledigt. Es war nur ein niederes Dämonenwesen, eines, das Befehle ausführte. Ich hatte es deshalb relativ leicht erledigen können.

Mit Baal würde es mehr Ärger geben.

Suko hatte mittlerweile praktisch gedacht und schon nach den Riemen gegriffen. Als wäre nichts geschehen, tauchte er die Blätter ein und ruderte los.

Wir glitten durch die Stille der Sumpflandschaft, voll konzentriert auf das im Nebel schwebende grüne Licht. Es kam uns vor wie ein letzter Gruß, mit der uns eine unheimliche und gefährliche Magie anlocken wollte.

Jeder gab Acht, jeder war vorsichtig. Trotzdem sahen wir den aus dem Wasser wachsenden Hügel zu spät. Mit dem Bug schrammten wir dagegen, und unser Boot wurde kräftig durchgeschüttelt. Ich klammerte mich am Rand fest, um nicht über Bord zu gehen.

Durch den Gegendruck trieben wir wieder ein Stück zurück. Keiner von uns kannte das Moor. Keiner wusste, wie groß die Insel war, gegen die wir gestoßen waren, und ob auf ihr das Ziel lag.

Wir mussten uns dem grünen Licht genähert haben, nur konnten wir das innerhalb der sich bewegenden Nebelschleier nicht so recht abschätzen.

»Wir könnten die Insel umrudern!«, schlug Suko vor.

Nicht nur ich hörte die Zweifel in seiner Stimme, auch Wladimir hatte sie vernommen. Er sprach dagegen. »Und wenn es sich bei dieser Insel um die Knochengrube handelt?«

»Fragt es sich immer noch, ob wir da nicht einsinken.«

Suko wischte meine Bedenken zur Seite. »Es geht nichts über den Versuch. Passt auf. Wenn ich absacke, holt mich raus.« Bevor einer von uns gegen seinen Vorschlag protestieren konnte, war er schon aus dem Boot geklettert und hatte seinen rechten Fuß vorsichtig an Land gesetzt. Er prüfte durch Verlagerung seines Gewichts, wie fest oder hart der Boden unter ihm war.

»Klappt es?«, fragte ich.
»Bis jetzt ja.« Suko ging den nächsten Schritt, auch den übernächsten, und eine Nebelwolke schob sich zwischen ihn und uns. Seine Gestalt verschwamm, der Chinese bekam Ähnlichkeit mit einem geisterhaften Wesen, das vorsichtig weiterging.
Wir drückten ihm die Daumen. Noch geschah nichts. Seine Stimme klang hohl, als er uns aus dem Nebel ansprach. »Es ist zwar weich unter mir; aber man kann sich voranbewegen.«
»Dann gehen wir auch!«
Ich hatte mich sehr schnell entschlossen, verließ das Boot und bat Wladimir Golenkow, mir das Tau zuzuwerfen. Erst dann kletterte auch der Russe auf den weichen Boden.
Ich behielt das Tau in der Hand und wartete, bis der Russe neben mir stand. Gemeinsam zogen wir das Boot auf die Insel.
»Alles klar?«, fragte ich.
Wladimir sah mein Grinsen und schüttelte den Kopf. »Verdammt, ich fühle mich unwohl.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Suko wartete auf uns. Wir nahmen den Weg, den er gegangen war. In seinen Fußspuren hatte sich schon brackiges Wasser gesammelt.
Das grüne Licht kam uns vor wie eine vom Nebel umwaberte und umwallte Flamme. Manchmal dachte ich, es wäre zum Greifen nahe, dann wiederum hatte ich das Gefühl, als würde es sich von uns entfernen, wenn die langen, grauen Vorhänge ihre Richtungen veränderten und Entfernungen schmelzen ließen.
Ich war innerlich aufgeregt. Obwohl ich keinen Beweis dafür hatte, glaubte ich daran, dicht vor dem Ziel zu stehen. Ich spürte quasi die Nähe des Götzen, der nur darauf lauerte, mir gegenübertreten zu können. Meinen Bumerang hatte ich zum Glück mitgenommen. Er steckte im Gürtel und gab mir Sicherheit.
Die Zeit verging, und es passierte etwas, ohne dass wir eingegriffen hätten.
Irgendwo vor uns, wo die Nebelbrühe besonders dicht war, erklangen plötzlich Geräusche. Zuerst konnte ich sie flicht identifizieren, weil der Nebel sie verzerrte. Als ich mich stärker auf sie konzentrierte und auch meine beiden Begleiter sich damit beschäftigten, wurde uns klar, was das für Laute waren. Knochen schlugen gegeneinander, und wir waren sicher, dass wir die Knochengrube erreicht hatten.
»Die Knochengrube!«, flüsterte ich. »Verdammt, Freunde, das ist sie. Da tanzen die Gebeine.« Ich streckte den Arm aus. »Das muss dort sein, wo das Licht schimmert.«
Keiner widersprach mir. Im nächsten Moment hörten wir ein furchtbares Geräusch, das sich in mehrere Stufen unterteilte. Zunächst war es nur ein Klatschen und Schmatzen, als eine Kraft den Sumpf

auseinander riss, sodass Spalten entstanden, die sich sehr bald wieder zu dem formten, was sie einmal gewesen waren.

In seiner Tiefe tat sich etwas.

Wir merkten das Vibrieren unter unseren Füßen und hörten das schreckliche Ächzen, das uns aus dem dichten Nebel entgegendrang. Das war einfach grauenhaft. Mir schien es, als wollten mehrere Leichen gemeinsam aus einem Grab steigen.

Leider konnten wir nichts erkennen, aber wir ahnten, wer sich da aus der Tiefe des Sumpfes freie Bahn verschaffte.

»Das ist er!«, flüsterte Suko. »Verdammt, es gibt keine andere Möglichkeit, John, wir werden ihn bald sehen können.«

Damit rechnete ich auch.

»Meint ihr, dass es Baal ist?«, fragte Wladimir Golenkow.

Unser Nicken war ihm Antwort genug.

***

Lara konnte nicht schreien. Sie spürte nicht die Kälte des Steins unter ihr, sie merkte auch nicht, wie geheimnisvolle Geisterhände und Nebelschleier über ihre Gestalt strichen und die Kälte übertrugen. Es interessierte sie auch nicht der Horror-Tanz der alten Gebeine, sie lauschte einzig und allein den schrecklichen Geräuschen, die den Altar umgaben.

Das grüne Licht tanzte über ihr. Da sich der Nebel bewegte, kam es ihr vor, als wäre er ebenfalls in einen skurrilen Tanz verfallen, der von einer schaurigen Musik begleitet wurde. Ein unheimliches Ächzen und Stöhnen drang an ihre Ohren.

Aus dem Sumpf stieg das Grauen.

Und es hatte sich manifestiert in der Gestalt des Urgötzen Baal, der seine Knochengrube nicht im Stich lassen wollte. Hier hatte man ihn verehrt, hier war es einem abtrünnigen Mönch gelungen, die Spur zu ihm aufzunehmen, und jetzt war er zurückgekehrt, um seinen Gegnern und den Zweiflern zu zeigen, dass er noch existierte.

Das Stöhnen vermischte sich mit einem Schmatzen und Gurgeln. Wasser und Schlamm flossen zusammen. Sie bildeten Blasen. Kleine Fontänen, die von aus der Tiefe hervorgerissenen Knochen begleitet wurden, schossen in die Höhe.

Die Grube leerte sich.

All die Opfer, die Baal in einer langen Zeit dargeboten worden waren, zeigten sich nun als makabre Reste und stießen gegeneinander. Das Klappern der hohlen Gebeine wurde zur Begleitmusik eines unheimlichen Vorgangs, der mit Logik nicht mehr zu erklären war.

Lara blieb ruhig liegen.

Sie hatte den Punkt erreicht, wo sie nicht mehr denken konnte und wollte. Sie lag einfach da, dachte nicht nach und war bereit, alles über

sich ergehen zu lassen. Das Mädchen malte sich auch nicht den Schrecken aus, der bestimmt über sie kam, sie wartete auf den Tod.

Und wie tot fühlte sich auch ihr Körper an. So kalt, so leer und völlig anders als sonst. Das Blut schien zu Eis geworden zu sein. Es floss überhaupt nicht mehr, und diese Lethargie hatte sich auf die Psyche des Mädchens übertragen.

Sie lag mit weit aufgerissenen Augen da.

Nebelschleier stiegen in die Höhe. Lautlos krochen sie rechts und links des Opferaltars nach oben. Sie begleiteten das furchtbare Monster aus den Tiefen der Knochengrube.

Baal war erschienen.

Ein urwelthaftes Geschöpf, ein Tier, bläulich schimmernd. Sein Schädel schien aus der Kreuzung zwischen einem Tiger und einer Schlange hervorgegangen zu sein. Die Haut bestand aus dicken, eisförmigen Schuppen, und die Augen wirkten wie kalte, weiße Laternen. Zwei Ohren wie Hörner wuchsen dicht über den äußeren Winkeln der Augen in die Höhe. Der Mund nahm fast das untere Drittel des furchtbaren Gesichts ein, und Lara starrte gegen Zähne, die an das Gebiss eines Säbelzahntigers erinnerten.

Sie fragte sich gleichzeitig, ob so ein Monster überhaupt einen Körper hatte. Da war etwas, das von seinem Kopf nach unten reichte, aber mehr ein dunkelbrauner Schatten als ein mit Muskeln, Haut oder Sehnen gefüllter Körper. Aus diesem Schatten stachen rechts und links zwei Klauen hervor, die jeweils mit vier scharfen, an den Spitzen nach unten gebogenen Krallen besetzt waren.

Eine Kralle griff nach dem Gegenstand, der über dem Altar schwebte und das grüne Licht abgab.

Es war der geheimnisvolle Opferdolch!

Er schien für die Klaue wie geschaffen zu sein, denn er fügte sich nahtlos zwischen die Krallen, wo er weiterleuchtete wie ein fünfter grüner Finger.

Lara dachte nicht weiter über ihr Schicksal nach. Ihr war längst klar geworden, dass man sie hier töten würde. Den Grund kannte sie nicht, er musste in der Vergangenheit liegen und auch in der Existenz ihrer wahren Mutter, die alles im Stich gelassen hatte, um ihre Forschungen woanders weiterführen zu können.

Doch Lara hatte der Fluch eingeholt.

Sie wartete darauf, dass der Dolch nach unten raste, um sich in ihren Körper zu bohren, doch der Unheimliche ließ sich Zeit. Er tat etwas, womit Lara nicht gerechnet hatte.

Er verwandelte sich.

War noch vor Sekunden ein gewaltiges Monster aus der Tiefe gestiegen, ein Mittelding zwischen Mensch und Tier, so ging das Tierhafte zurück, und ein Mensch entstand.

Eine Verwandlung, wie man sie höchstens von Fabelbildern oder einem dieser Fantasy-Streifen her kannte. Sie begann bei den Krallen, denn aus ihnen wurden plötzlich Hände mit langen Fingern. Der dunkle Streifen im Nebel verdichtete sich zu einem Mantel, sodass er die Gestalt des Schreckens an der Rückseite schützte. Auch das Gesicht nahm eine andere Form an. Das große Maul bildete sich zu einem Mund. Gleichzeitig wuchs ein langer Bart, dessen Spitzen sich innerhalb der Nebelwolken verfingen.

Er war sehr lang und reichte bis auf die Brust.

Nase und Augen erinnerten ebenfalls an die eines Menschen und gleichzeitig an die des Leichenvogels, der über dem Altar geschwebt hatte. Eine hohe, bleiche Stirn sah Lara, die Augen hatten einen ungemein starren Blick angenommen, wie ihn Lara noch nie bei einem Lebewesen gesehen hatte.

Und er hielt noch immer das Opfermesser fest, diesen giftgrünen Dolch mit der ungewöhnlichen Klinge, die an eine kleine Sense erinnerte.

Ob Baal stand, konnte Lara nicht sehen. Für sie schien er aus dem Nebel emporzuwachsen, der ihn als zweiter schützender Mantel umwallte, sodass seine Konturen zerflossen.

Die Knochen umtanzten ihn.

Abermals sah das Mädchen die Gebeine vom Grund her in die Höhe steigen, wo sie einen Reigen bildeten, aufeinander zudrängten, zusammenschlugen und die hohlen Geräusche verursachten, die ihr einen Schauer über den Rücken trieben.

Der Blick war gnadenlos. Lara hatte das Gefühl, als würde sie von ihm seziert und auseinander genommen werden. So kalt, so brutal und starr, aber mit einem Wissen beinhaltet, das weit über das der Menschen hinausging.

Baal wollte seine Rache, und er hatte sich das Mädchen als Opfer ausgesucht.

Die Knochen umtanzten ihn auch weiterhin. Doch die Geräusche, die entstanden, als sie gegeneinander hieben, Wurden leiser. Manchmal war nur noch ein leises Schleifen zu hören, dann wieder ein kurzer, dumpfer Klang, mehr aber nicht.

Und sie verstummten völlig.

Jetzt stand die Entscheidung bevor!

Es war Lara gelungen, sich in den vergangenen Sekunden ein wenig zu erholen. Gefühle keimten wieder in ihr hoch, überschwemmten sie, und auch die Angst kehrte zurück.

Sie war besonders intensiv und überdeckte alles. Lara kam sich schrecklich allein vor. Die Angst drückte ihr Herz zusammen, presste es fest, und sie atmete tief durch.

Wie lange hatte sie noch zu leben?

Konnte sie ihre Existenz in Sekunden oder Minuten zählen?

Lara war so durcheinander, dass sie überhaupt nichts begriff, nur den schrecklichen Dolch sah und dahinter das furchtbare Gesicht, das Ähnlichkeit mit dem eines Vogels hatte. Baal und die Leichenvögel glichen sich.

Und er wollte es wissen. Fest entschlossen hielt er den Dolch. Und sein Blick war starr auf das Mädchen gerichtet.

Der Unheimliche sprach nichts, dennoch hatte Lara das Gefühl, als würde er mit ihr reden. Sie konnte sich einfach nicht helfen, aber sie glaubte daran, dass die Augen zu ihr sprachen und ihr Leben forderten. Sie sollte für eine andere Person büßen, und sie fühlte sich jetzt tatsächlich wie ein Opfer.

Der Name Baal war ihr ein Begriff. Sie wusste, dass er zu den Urgötzen gehörte, die im Alten Testament verehrt wurden. Sogar mit dem Popen hatte sie darüber gesprochen, doch der alte Mann hatte das Thema schnell vom Tisch gewischt.

Wer den Namen Baal aussprach, der meinte das Grauen und die Gier nach dem Mammon.

Der Dolch näherte sich ihrem Körper. Ungemein schnell schmolz die Entfernung zusammen. Längst hatte sie auch das grüne Leuchten erreicht.

Durch den gefärbten Nebel hatte sie das Gefühl, als würden grüne Wolken über ihren Körper streichen, die bereits den ersten Todesschatten glichen.

Lara wusste nichts von der langen Reise, die der Opferdolch hinter sich hatte, ihr war aber klar geworden, dass der Sumpf ihre Gebeine bald schlucken würde.

Da kam die Angst.

Noch löste sich kein Schrei von ihren Lippen, aber der Körper des Mädchens krampfte sich zusammen, die Hände bildeten Fäuste, als wollten sie durch diese Gestik einen Widerstand und Kampfeswillen dokumentieren, der nicht vorhanden war.

Wie würde es sein, wenn sich die Klinge in den Körper bohrte? Wie lange würden die Schmerzen dauern? Würden sie wandern und den gesamten Körper erfassen?

Es waren verrückte Gedanken, die sie in ihrer Todesangst produzierte, bis plötzlich einiges anders wurde.

Lara hörte eine Stimme.

Sie hatte sie noch nie gehört, verstand die Worte auch nicht, bis auf das letzte.

Die Stimme war aus dem Nebel gedrungen, und ein Mann hatte gesprochen. »Ich bin hier, Baal!«

Der grüne Opferdolch senkte sich nicht weiter. Er zuckte zwar noch, dann aber drehte sich die Klaue mit ihm, sodass die Spitze in die

Richtung wies, aus der die Stimme geklungen war.

Lara überwand sich selbst, als sie ihre Ellbogen gegen die harte Platte drückte und sich in die Höhe stemmte, damit sie eine sitzende Stellung erreichen konnte.

Der Nebel nahm ihr einen großen Teil der Sicht. Nur schwach konnte sie innerhalb der grauen Schwaden die Gestalt erkennen, die Baal angesprochen hatte.

Schräg hinter dieser Gestalt erblickte sie zwei Schemen, die aussahen wie erstarrte Bäume.

Aber der Sprecher stand näher. Sie wusste nicht, wer er War, denn wie hätte dieses russische Mädchen, das am Ufer der Wolga lebte, von einem Geisterjäger aus London erfahren sollen?

***

Sarah Goldwyn würde sich nie an den Nebel gewöhnen, der sie, Karpow und das Boot wie ein Tuch umgab.

Sie hatte gerufen und keine Antwort erhalten, aber sie wussten, dass sich vor ihnen in der Nebelbrühe etwas tat.

Schreckliches musste dort geschehen. Die Geräusche waren unheimlich.

Das hohle Klappern war für sie eine Totenmusik, und schon zweimal hatte sie einen gewaltigen Schatten über ihren Köpfen hinwegsegeln und den Nebel teilen sehen.

Ein Leichenvogel.

Lady Sarah hatte ihrem Begleiter nichts davon gesagt, rechnete aber mit einem Angriff.

Karpow ruderte. Die Taschenlampe hatte er der Horror-Oma übergeben.

Lady Sarah war Realist. Der blasse Fleck brachte ihr in der minütlich zunehmenden Dunkelheit kaum Vorteile, sodass sie sich nur noch tastend voranbewegen konnten.

Karpow hatte darauf bestanden, dass sie ein Boot nahmen. Wenn überhaupt etwas einigermaßen sicher war, dann ein Boot. Ohne einen Kahn wären sie längst im Sumpf versunken.

Karpow ruderte, und er hatte sich bereits ein Ziel ausgesucht. Es war das grünliche Schimmern innerhalb der Nebelwand, nach dem sie sich orientieren konnten. Karpow hatte Lady Sarah nach dem Grund für dieses Licht gefragt und auch eine Antwort erhalten. Er hatte mit ihr nichts anfangen können, denn von Baals Opfermesser hatte er nie etwas gehört.

Da er rudern musste, hatte er sein Gewehr zur Seite gelegt. Es lag zwischen ihm und Sarah Goldwyn.

Das Licht passte irgendwie in diese Umgebung. Es schimmerte unheimlich. Hin und wieder drang ein Laut an ihre Ohren. Ein leises

Klappern, als hätte jemand Bambusstöcke gegeneinander geschlagen.
Auch dieses Geräusch erklang aus der Richtung, wo sie das Licht schimmern sahen.
Karpow ruderte ruhig weiter. Der Mann strömte eine gewisse Sicherheit aus, die Sarah Goldwyn so schätzte. Trotz der gespenstischen Szenerie fühlte sie sich bei ihm geborgen, und manchmal, wenn sich ihre Blicke trafen, zuckte um seine Lippen ein aufmunterndes Lächeln.
Sarah lächelte zurück.
Sie hatte die Taschenlampe ausgeschaltet. Die Richtung war klar, in die sie rudern mussten, nur von der Umgebung konnten sie kaum etwas erkennen. Zudem veränderte sie laufend ihr zumeist im Nebel verborgenes Gesicht. Da erschienen Büsche und Krüppelbäume, als hätte sie jemand einfach in das Wasser oder seine schwammigen Inseln hineingepflanzt. Sie waren nie gleich, erinnerten an erstarrte Totenwesen, die dem Sumpf hatten Tribut zollen müssen.
Hin und wieder geriet ihre Fahrt wegen der vielen Hindernisse ins Stocken. Aber nie blieben sie mit ihrem Boot stecken.
Karpow unterbrach die lange Schweigepause mit einfachen, aber treffenden Worten.
»Wir werden es schaffen.«
»Ich wünsche es mir.«
»Für Lara würde ich vieles tun«, erklärte er. »Sie war immer unsere Beste.«
»Und später?«
»Ich weiß nicht. Da wurde sie manchmal sehr seltsam, zog sich zurück und schwärmte von der Weite des Landes sowie den Kräften, die nicht sichtbar darin verborgen waren.«
Sarah Goldwyn hatte nicht alles verstanden, doch es reichte auch die Hälfte, um sie nicken zu lassen. Karpow hatte das Boot gedreht. Er umrundete die Insel und sah auf ihr kleine Bäume in die Höhe wachsen, die von Gegenständen bedeckt waren, die einem Menschen Schauer über den Rücken jagen konnten.
Es waren bleiche Totenschädel.
Wo sie herkamen, wussten weder Sarah Goldwyn noch ihr Begleiter.
Die Schädel standen auf den Spitzen der kahlen Äste. Mal schief, mal gerade, sie schienen aus ihren leeren Augenhöhlen den Weg des Bootes genau zu verfolgen.
Der Nebel wehte ihnen entgegen und streifte sie mit seinen kalten Händen. Es waren kühle, feuchte Fetzen, die ihnen ruhig entgegentrieben und an die sie sich bereits gewöhnt hatten.
Bis zu dem Augenblick, als Lady Sarah zusammenschreckte, denn sie hatte es als Erste bemerkt.
Über ihnen lauerte etwas. Und dieses Etwas hatte die Nebelwolken so

heftig durcheinander gewirbelt, dass sie vor ihren Augen zu tanzenden Schatten geworden waren.

Das war unnatürlich und schreckte die Horror-Oma auf. Karpow hatte ebenfalls etwas bemerkt. Er zog die Riemen ein, blickte schräg in den Nebel und sah den Schatten über sich.

»Der Leichenvogel!«, presste Lady Sarah hervor. Der Russe konnte mit diesem Begriff nichts anfangen, spürte aber instinktiv, dass sie sich in einer großen Gefahr befanden. Er griff zu seinem Gewehr.

Im nächsten Augenblick fiel der Leichenvogel nach unten. Er kam wie ein Stein, aus dem eine lange Spitze hervorschaute, sein brandgefährlicher Schnabel.

Sarah Goldwyn wusste, was auf sie zukam. Wenn der Leichenvogel fiel und auf das Boot krachte, würde er es in zahlreiche Trümmer zerstückeln, beide Menschen über Bord fegen, sodass sie in den schmutzigen Fluten versanken.

Lady Sarah drückte ihren Körper so weit zurück, wie sie es verantworten konnte. Sie hockte am Bug und wäre fast über die Bordwand gerollt, aber mit einer Hand klammerte sie sich fest und konnte sehen, dass auch Karpow versuchte, dem fallenden Leichenvogel auszuweichen.

Der prallte nicht auf das Boot, denn sein Fall stoppte, bevor er das Boot berührte, aber er hatte seinen Schnabel weit aufgerissen, und er wirkte wie eine Schere, die gnadenlos zupackte.

Karpow wurde von diesem Angriff so sehr überrascht, dass es ihm nicht mal mehr gelang, einen Schrei auszustoßen. Lady Sarah sah sein verzerrtes Gesicht, auf dem sich der stumme Schrei nach Hilfe abmalte, aber sie konnte nichts tun.

Der Leichenvogel war stärker und riss den Mann über Bord.

Dort aber lauerte der Sumpf.

Sarah Goldwyn hörte das Klatschen. Sie hatte plötzlich Mühe, sich zu halten, weil das Boot durch die aufgeworfenen Wellen so heftig schwankte und sich erst wieder beruhigen musste.

Das dauerte Sarah Goldwyn viel zu lange, denn sie wollte etwas tun und den Mann retten. Auf Händen und Füßen kroch sie vor. Die Ruderblätter hingen lose im Wasser, wieder schaukelte das Boot, weil es an der Seite einen Stoß bekommen hatte, und Lady Sarah wurde hart auf die linke Seite geschleudert, wo sie mit der Schulter gegen die Kante der Bordwand prallte.

Sie lag so, dass sie nicht über den Rand hinwegschauen konnte. Dafür vernahm sie die furchtbaren Geräusche. Das Klatschen des Wassers, die Schläge gegen die Bordwand, die Schreie des Mannes, die dumpf klangen und jedes Mal in einem Gurgeln erstickten, weil Wasser in seinen Mund drang.

Das Boot driftete etwas ab. Für Lady Sarah war es eine Chance. Sie

kniete sich hin und packte zu. Sie hielt die Waffe fest, als würde ihr Leben davon abhängen.

Nach rechts musste sie sich drehen.

Sarah Goldwyn erkannte, dass der Leichenvogel ein Eigentor mit seiner ungestümen Attacke geschossen hatte. Gegen vieles konnte er sich wehren, aber nicht gegen die Kraft des Sumpfes; die es ihm nicht erlaubte, seine Flügel zu bewegen, denn zwischen ihnen und seinem Körper befand sich plötzlich ein zäher Schleim.

So wühlte er sich zwar hoch, streckte seinen langen Schnabel aus dem Brackwasser, und Lady Sarah sah auch die Gestalt des Russen zwischen den beiden Hälften klemmen.

Sie wusste nicht, ob der Mann noch lebte und wie schwer er verletzt war. Karpow schrie nicht mehr, außerdem erstickte das Wasser seine Stimme. Er war mit dem Oberkörper zur Seite weggekippt und hing wie eine Puppe zwischen den beiden Schnabelhälften.

Sarah Goldwyn hatte das Gewehr angelegt. Sie zielte, denn sie wollte trotz des Nebels schießen. Dem Leichenvogel gelang es, wieder einen seiner Flügel aus dem Sumpf zu drücken und ihn zu bewegen, sodass er klatschend auf die Oberfläche schlug und einen wahren Regen über das Boot schleuderte.

Lady Sarah kam nicht zum Schuss.

Doch der Vogel wollte ihr auch nichts tun, er konnte es nicht mehr, weil der Sumpf stärker war.

Er zog ihn hinab.

Und auch den Mann.

Lady Sarah erlebte eine schreckliche Zeit, doch sie gab nicht auf. Sie musste versuchen, den anderen zu retten, und entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit.

Einen Riemen löste sie aus der Halterung, stach ihn in die Flut und brachte den Kahn näher an die beiden Versinkenden heran. Falls Karpow noch bei Bewusstsein sein sollte, musste er einfach etwas tun und würde vielleicht reagieren, wenn Lady Sarah ihm die Ruderstange hinhielt. Sie wusste von Menschen, die so ähnlich einem mörderischen Sumpf entrissen worden waren.

Die Horror-Oma überwand sich selbst, als sie noch einmal den Riemen eintauchte und sich auf den versinkenden Leichenvogel zutreiben ließ.

Sie musste vorsichtig sein, damit sie nicht von einem heftigen Flügelschlag erwischt wurde, aber der Vogel war nicht mehr in der Lage, seine Flügel aus dem Wasser zu reißen.

Die Horror-Oma holte aus. Sie schlug gegen den Schnabel, traf aber auch den Russen, weil sie wollte, dass dieser Schlag ihn aufrüttelte. Das Ruderblatt glitt an seiner Schulter ab, streifte noch sein Kinn. Spätestens jetzt hätte er etwas merken müssen, aber sein Kopf fiel

nach hinten, und Sarah Goldwyn sah das Blut, das seine Kleidung in der Körpermitte getränkt hatte.

Da wusste sie Bescheid.

Der Leichenvogel aber drehte noch einmal seinen Kopf und starrte die Frau an.

Es war ein Blick, der unter die Haut ging.

Doch dann sank der Kopf des Vogels nach vorn.

Vogel und Mensch wurden Opfer des Sumpfes. Er machte keinerlei Unterschiede zwischen Freund und Feind. Was er bekommen konnte, riss er mit in die Tiefe.

Geräusche entstanden. Zunächst ein Klatschen, als beide Körper noch einmal aufprallten. Dann schmatzte das Moor, als würde es sich über die neuen Opfer besonders freuen. Mit dem Kopf zuerst versank Karpow in dem gierigen Sumpf.

Der Vogel folgte.

Er kämpfte noch dagegen an, weil er es einfach nicht glauben wollte, dass die Natur stärker war.

Der Leichenvogel beschleunigte durch seine Reaktion den Vorgang nur noch. Blasen entstanden, blubberten, zerplatzten; ein trichterförmiger Strudel entstand. Das Moor würde seine beiden Opfer nicht wieder hergeben.

Die Stelle schloss sich. Wasser und Schlamm trafen zusammen. Sie bildeten eine Decke, über die kalt der Nebel strich. Nichts mehr wies auf den Schrecken hin, den Sarah Goldwyn in den letzten Minuten so hautnah erlebt hatte.

Es war vorbei.

Nicht für sie.

John Sinclair, Lara und die anderen hatte sie vergessen. Die Horror-Oma war keine Maschine. Der Schock ließ sie zittern. Sie hatte plötzlich das Gefühl, von einer Kältewelle eingefangen zu werden. Es war eine innere Kälte, keine, die von außen kam. Sie schoss hoch bis in ihren Kopf, beeinträchtigte das Denken und sorgte dafür, dass Lady Sarah anfing zu Weinen.

Sie musste den Tränen einfach freien Lauf lassen. Da gab es kein Zurück mehr, die Natur war stärker als der Mensch und das Monster gewesen. Natürlich machte sie sich Vorwürfe. Aus dem Nebel schien sich das weinende Gesicht der Frau Karpow zu schälen und sie anklagend anzustarren.

»Ich konnte nichts dafür!«, hauchte die alte Frau. »Ich habe alles versucht, bitte.« Ihr Kopf sank nach vorn, und sie spürte das Würgen in ihrer Kehle.

Äußerlich fiel sie zusammen, blieb wie ein Häufchen Elend im Boot hocken und dachte daran, dass ihr alles egal war.

Das war es mir nicht!

***

Ich hatte gespürt, dass sich vor uns etwas Entscheidendes anbahnte, und war deshalb schneller gelaufen. Das vom Opferdolch ausgehende Licht reichte aus, um das erkennen zu können, was ich sehen wollte. Den Blutaltar des Götzen Baal, das Mädchen darauf, die tanzenden Gebeine und ihn selbst.

Es war Baal!

So hatte ich ihn gesehen, als ich als Barbar Torkan gegen ihn gefightet hatte. Er zeigte sich, wenn es darauf ankam, stets in seiner wahren Urgestalt, und in diesen Momenten kam es ihm darauf an.

»Ich bin hier, Baal!«

Mit diesen Worten hatte ich mich gemeldet und hoffte darauf, dass er sich noch an mich erinnerte.

Das war in der Tat der Fall.

Seine Gestalt drehte sich mir zu und mit ihr auch die Spitze des grünen Opferdolchs, die jetzt auf mich zeigte. Ich konzentrierte mich und dachte darüber nach, ob ich so etwas wie Furcht spürte. Das war seltsamerweise nicht der Fall. Obwohl Baal ein so mächtiger Götze war, hatte ich keine Angst vor ihm.

Geschützt fühlte ich mich durch mein Kreuz, die Beretta und den Bumerang. Zudem wusste ich einen ebenfalls bewaffneten Suko als Rückendeckung hinter mir. Baal hätte schon zu sehr starken Tricks greifen müssen, um mich zu erwischen.

Bei unserer ersten Begegnung hatte er seine Leichenvögel eingesetzt.

Diese waren von mir, Torkan, mit dem Schwert vernichtet worden.

Baal hatte noch immer sein widerliches Gesicht. Es schaute aus dem dunklen Schatten seines Körpers hervor, und es hatte Ähnlichkeit mit dem Kopf eines Vogels.

Ein widerlicher Anblick, ebenso widerlich wie das Fluidum, das dieser Götze ausstrahlte.

Nicht so wie bei Luzifer, dem obersten aller Dämonen, irgendwie anders, dennoch gefährlich und als menschenverachtend zu bezeichnen. Man konnte frösteln, aber ich hatte eine Begegnung mit ihm überstanden und würde vor dieser zweiten nicht zurückschrecken.

Denn ich besaß mein Kreuz.

Als Baal mich damals mit einer ungewöhnlichen Waffe, einem Zepter, hatte töten wollen, war es dem Kreuz gelungen, seine weißmagischen Kräfte zu befreien. Der andere war zurückgewichen, er hatte das Kreuz nicht bekommen, sich aber dafür den Dolch genommen, der sich unter seinen Fittichen verfärbt hatte.

Er war schwarz geworden.

Auf ihn war es Baal letztendlich angekommen. Aus welchem Grund er den Dolch hatte haben wollen, konnte ich nicht sagen, das war sein Geheimnis, aber er besaß ihn, denn auf dem Dolch befanden sich,

wenn auch viel schwächer, die gleichen Zeichen wie auf meinem Kreuz.

Das Kreuz hätte Baal vernichtet, der Dolch nicht. Also musste er eine ebenfalls besondere Waffe sein, die mit dem Götzen Baal in einem ursprünglichen Zusammenhang stand.

Bisher hatte ich nichts davon herausgefunden. Mir kam es darauf an, mir die Stichwaffe zurückzuholen.

Suko und Wladimir ahnten oder wussten sogar, dass es eine Sache zwischen mir und dem Götzen Baal war. Aus diesem Grunde hielten sie sich zurück und taten nichts.

Er und ich. Zwei unversöhnliche Gegner starrten sich an. Wir maßen uns mit Blicken, ein jeder versuchte herauszufinden, wie es dem anderen wohl erging, suchte nach einer schwachen Stelle, aber er fand sie nicht.

Wir waren uns ebenbürtig.

Diesmal sprach er. Ich erinnerte mich noch genau an seine widerliche, feiste Stimme. Sie hatte sich auch jetzt nicht verändert. »John Sinclair, ich wusste, dass wir uns wiedersehen würden.«

»Darauf habe ich gewartet.«

»Willst du so gern sterben?«

»Nein, ich möchte etwas zurückhaben!«

»Deinen Dolch?«

»Genau.«

Da lachte der Götze. »Du hättest eine Chance gehabt, Geisterjäger. Ich hätte deinen Dolch gegen mein Opfermesser eingetauscht, doch das ist nicht mehr nötig, denn nun besitze ich beides.« Er streckte einen Arm vor, damit ich den grünen Dolch genau sehen konnte.

Ja, es war die Waffe, die wir schon gehabt hatten und die er sich jetzt zurückgeholt hatte.

Lara richtete sich auf dem Altar auf. Diese Bewegung brachte mich auf ein anderes Thema. »Weshalb hast du sie töten wollen?«, fragte ich ihn.

»Weshalb?«

»Weil ich alle Spuren löschen wollte. Sie wusste von meiner Verbindung zu Rasputin. Das sollte geheim bleiben. Ich werde dafür sorgen, dass sich daran nichts ändert. Auch die Karten habe ich vernichtet, dieses gefährliche Spiel, und somit habe ich Rasputin die letzte Möglichkeit genommen einzugreifen. Andere Dinge sind wichtiger. Größere Dinge, da müssen Wesen wie Rasputin zurückstehen.«

»Hat Hesekiel tatsächlich das Tarock-Spiel erfunden?«, fragte ich ihn, denn nur er konnte mir eine konkrete Antwort geben, weil der Götze damals schon existiert hatte.

»Es stammt von ihm. Wenigstens die Grundzüge. Und ich habe in

dieser Zeit erkannt, welche Kraft darin steckt, aber jetzt brauche ich sie nicht mehr. Nur noch euren Tod.«

»Meinst du?«

»So habe ich mich entschieden.«

Um zu demonstrieren, dass ich keine Furcht vor ihm hatte, ging ich einen Schritt vor. Sehr gemächlich, fast lässig, aber ich vertraute voll und ganz auf das vor meiner Brust hängende Kreuz. Mit der Zeigefingerspitze wies ich darauf. »Schon einmal hat es dich zurückgeschlagen, Baal. Erinnerst du dich?«

»Natürlich.«

»Deshalb bin ich nicht so wehrlos, wie du denkst.«

»Es gibt Dinge, gegen die kann selbst die Magie deines Kreuzes nichts ausrichten. Sie sind so einfach und doch sicher. Es ist der Sumpf, in dem du dich befindest. Er reagiert so, wie ich es haben will. Wenn ich es möchte, kann er euch verschlingen und nie mehr wieder freigeben, höchstens als Skelette oder Knochenteile, die mir ebenfalls gehorchen, wie ihr es erlebt habt. Das hier ist meine Knochengrube, hier wurden mir Opfer gebracht, hier herrscht meine Magie. Menschen sind in diesem dämonischen Areal verloren. Auch du, Sinclair.«

Ich hütete mich, seine letzten Worte zu unterschätzen. Der Sumpf war tatsächlich menschenfeindlich. Er würde kein Erbarmen kennen und keine Rücksicht nehmen, ob er nun Menschen oder Monster vor sich hatte.

»Du wirst deinen Silberdolch nicht mehr zurückbekommen, Sinclair. Was ich einmal habe, das behalte ich auch.«

»Trägst du ihn bei dir?«

»Ja.«

»Zeige ihn mir!«, forderte ich.

Er lachte laut und geifernd. »So einfach mache ich es dir nicht. Du bekommst mein Opfermesser ebensowenig wie deinen Dolch. Ich bin der Sieger dieses gewaltigen Spiels.«

Das war er schon einmal gewesen. Ich wollte nicht, dass er hier ebenfalls siegte, und hatte vor, mein Kreuz zu aktivieren und somit alles auf eine Karte zu setzen, als Suko eingriff.

Er machte es auf seine Art und Weise. Laut hallte sein Ruf über mich hinweg und gegen die Gestalt des Götzen.

»Topar!«

Für fünf Sekunden stand die Zeit still, und jegliches Leben erstarrte.

Nur einer konnte sich bewegen.

Suko, der Träger des Stabs!

Er hatte dem Dialog zwischen John Sinclair und Baal genau zugehört, und er hatte erkannt, wie gering die Chancen des Geisterjägers waren. Dieser Götze beherrschte sein Gebiet. Er war der Meister über diesen Sumpf, er konnte ihn manipulieren, und er würde

dafür sorgen, dass er alles Leben, das Baal nicht passte, spurlos vernichtete.

Deshalb hatte Suko eingegriffen und sich während des Zwiegesprächs in eine günstigere Position gebracht, von der aus er näher am Ort des Geschehens stand.

Suko startete.

Fünf Sekunden sind eine verdammt kurze Zeitspanne. Leider war Sukos Standfläche ziemlich weich. Er rutschte schon beim Start mit dem rechten Fuß nach hinten weg, fing sich aber wieder und warf sich vor.

Wie ein Schatten huschte er an John Sinclair und Wladimir Golenkow vorbei. Beide waren zu den berühmten Salzsäulen erstarrt. Suko kam es darauf an, dass der Zauber und die Kraft seines Stabs auch bei Baal wirkten, obwohl dieser Götze aus dem Alten Testament so ungemein mächtig war.

Hier stand Buddhas Kraft allein gegen ihn, und Buddha hatte zu den Göttern gehört, die den Mächten des Guten dienten.

War er tatsächlich stärker?

Zwei Sekunden hatte Suko der Lauf gekostet. In der dritten Sekunde stieß er sich ab und jagte mit einem Sprung auf die Altarplatte, wo auch das Mädchen lag.

Dort blieb er stehen, drehte sich und sah den grünen Opferdolch des Götzen dicht vor sich.

Suko streckte den Arm aus. Er dachte nicht darüber nach, dass sein Vorhaben vielleicht schief gehen konnte, er wollte die Waffe haben und umklammerte die Klaue des Götzen.

Ruckartig drehte er sie zur Seite.

Der Götze brüllte nicht, er schlug nicht um sich, er tat überhaupt nichts.

Dafür wirkte er wie ein Steinklumpen, aber Suko, der Baals Klauenfinger aufbog, als wären es Gitterstäbe, schaffte es tatsächlich, ihm die Waffe aus der Faust zu nehmen.

Er hatte sie.

Mit einem Sprung setzte er von der Altarplatte. Er hatte sich hart abgestoßen, um möglichst weit zu springen, und landete auf dem weichen Boden. Genau als er ihn berührte, war die Zeit vorbei.

Und Baal schrie!

Auch ich hörte sein Brüllen, das mich aus meiner Lethargie riss. Ich sah meinen Freund Suko zwischen mir und dem Götzen.

Er hatte den Dolch!

Mein Herz wollte aus dem Leib hüpfen. Jedenfalls kam mir dies bei meinem ersten Freudenschock so vor, aber ich sah auch, dass Baal plötzlich dieses starke Zepter in der Faust hielt, mit dem er mich schon einmal hatte töten wollen.

Es war gefährlich.

Der Schrei zitterte noch in der Luft, als Baal sein Zepter senkte und sich das Mädchen von der Platte rollen ließ. Wladimir zog seine Waffe, er schoss aber noch nicht.

Diese Dinge bekam ich wie nebenbei mit. Wichtig für mich war das verdammte Opfermesser.

»Her damit!«, brüllte ich Suko zu.

Mein Freund zögerte nicht einen Lidschlag lang. Er schleuderte mir den Opferdolch zu.

Ich griff hin wie ein Artist, und es gelang mir, ihn aufzufangen. Etwas zuckte durch meinen Arm wie ein rieselnder Stromstoß. Vielleicht war es auch mein Triumph, denn ich hielt das Messer hoch und präsentierte es dem Götzen.

»Da ist dein Opfermesser!«, schrie ich. »Ich habe es!«

Baals Bewegung erstarrte. Das Zepter schwebte über Suko, der die Gefahr erkannt hatte und zur Seite kroch.

In den nächsten Sekunden geschah nichts. Jede Partei sondierte die Lage. Nur hatte Suko seine Dämonenpeitsche hervorgeholt, und meine rechte Hand lag bereits auf einem Ende des silbernen Bumerangs.

Konnte ich Baal tatsächlich damit beeindrucken?

Ich wusste es nicht, ich hoffte es nur und wartete ab, wie er weiterhin reagieren würde.

»Willst du ihn zurückhaben?«, schrie ich.

Er gab keine Antwort. Nur in seinen Augen gloste es. Dieser Dämon war nicht hilflos, dazu besaß er einfach eine zu große Macht. Sicher sinnierte er über einen Trick nach, den er anwenden konnte, aber ich brachte ihn durch meine nächsten Worte in Zeitverzug und zwang ihn praktisch dazu, zu handeln.

»Mein Dolch gegen dieses Messer!«, schrie ich. »Entscheide dich endlich, Baal!«

Er sagte nichts, aber seine freie Klaue bewegte sich, während sich die Hand mit dem Zepter wieder senkte.

Ich kannte diese magische Mordwaffe gut genug. Nur mein Kreuz hatte mich damals vor ihr bewahrt. Jetzt warnte ich ihn. »Lass das Zepter weg, Baal!«

Es war ein besonderes Stück. Seine Oberseite schimmerte plötzlich golden, und als Knauf sah ich etwas Ähnliches wie ein Gesicht. Dicke Züge, aufgeblähte Wangen, Knopfaugen.

»Den Silberdolch!«, schrie ich. »Das ist mein letztes Wort!«

Da nickte er.

Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, aber der Nebel hatte mir keinen Streich gespielt. Baal war tatsächlich mit meinem Vorschlag einverstanden, und er versenkte seine Hand dorthin, wo ein Gewand seinen Körper umflatterte.

Er holte etwas hervor.
»Das ist dein Dolch!«, hauchte Suko.
Ich starrte ihn an. Glänzte er, war er noch immer schwarz? Wie wild trommelte mein Herz. Ich wäre gern hingelaufen, um Baal den Dolch aus der Hand zu reißen, aber irgendetwas warnte mich davor.
Die Stimme des Götzen dröhnte durch den Nebel und fuhr weit über den Sumpf. »Du hast dein Ziel erreicht, Sinclair oder Sohn des Lichts. Ich werde dir das zurückgeben, was auch für mich interessant gewesen wäre. Deinen Dolch.«
»Wieso für dich?«
»Er ist alt, sehr alt, und es gab nicht nur ein Opfermesser, wie du dir sicherlich vorstellen kannst. Als man um mich, das goldene Kalb, tanzte, das ich damals symbolisierte, existierte noch ein zweiter Dolch. Der, den du haben willst.«
»Nein, das kann nicht sein!«
»Doch es stimmt. Nur nahm man ihn weg, und es gelang den anderen, ihn dem Propheten Hesekiel in die Hände zu schmuggeln. Er versuchte, die Kraft des Dolches umzukehren, und gravierte deshalb die gleichen Zeichen ein, die sich in deinem verfluchten Kreuz befinden. Nur waren sie schwächer, und sie besaßen nie die Kraft deines Kreuzes. Der Dolch stammte eben aus einem schwarzmagischen Wirkungskreis. Er war mein Eigentum, das habe ich dir damals schon einmal gesagt. Aber jetzt will ich ihn nicht mehr. Du kannst ihn zurückhaben, Geisterjäger!«
Und damit tat er etwas, mit dem ich zwar gerechnet hatte, es aber nicht in der Form erwartet hatte, denn es war dem Götzen durch seine Rederei tatsächlich gelungen, mich ein wenig abzulenken.
Er schleuderte die Waffe auf mich zu!
Ausweichen konnte ich nicht mehr. Das gelingt höchstens einem Held auf der Leinwand. Die Distanz zwischen ihm und mir war einfach zu gering, und die hart geworfene Waffe würde mich gnadenlos durchbohren.
Selbst Suko, der noch bessere Reflexe besaß als ich, konnte nicht mehr reagieren und mich zur Seite wuchten. Er war ebenso starr vor Schreck wie Wladimir Golenkow oder die junge Lara.
Die Waffe würde in meinen Körper rasen und alles Leben auslöschen.
Ob jemand vor Schreck oder Angst geschrien hatte oder ob ich es selbst gewesen war, mir wurde es nicht bewusst, jedenfalls rechnete ich mit dem endgültigen Aus, bis zu dem Moment, als sich innerhalb einer kaum erfassbaren Zeitspanne eine Schutzzone um mich herum aufbaute.
Und diese Zone manifestierte sich.
Eine Gestalt erschien.
Hell leuchtend, lichtumflort. Sie trug ein glänzendes Schwert in der

Hand und wollte damit den tödlichen Stoß abwehren.

Vielleicht sahen die anderen nur einen Schatten, ich aber erkannte die Gestalt.

Sie gehörte zu denen, die mein Kreuz gezeichnet hatten.

Es war einer der Erzengel.

Michael!

Der Kämpfer gegen die Hölle und gegen fremde Götzen. Nicht nur ich sah ihn, auch Baal konnte ihn erkennen. Die Gestalt war durchsichtig, das Licht breitete sich fächerförmig aus und erfasste die Gestalt des Götzen, der zurückwich, seine Arme hochschlug, sie vor sein hässliches Gesicht hielt und jammervoll zusammensackte.

Es löste sich zu einem grünen, sich schnell über den Boden bewegenden Schatten auf, der hineinglitt in das Moor und nicht wieder auftauchte.

Dann war es vorbei.

Wir sahen den Nebel, den leeren Altarstein, hörten das Schmatzen des Moores, es war wie immer, also fast normal.

Ich starrte auf meine rechte Hand, während ich darüber nachdachte, dass es einer der Großen gewesen war, der mich diesmal vor Schaden hatte bewahren können.

Das würde nicht immer so sein, doch in diesem Fall war es um grundlegende Dinge gegangen, die sich schon im Alten Testament entwickelt hatten, und da konnte diese Macht des Guten einfach nicht zusehen. Nicht bei dieser Ausnahmesituation.

Ich bekam weiche Knie, als ich mich bückte und nach dem griff, was vor meinen Füßen lag.

Es war der Silberdolch!

Gleichzeitig geschah etwas anderes. Der andere Dolch, Baals Opfermesser, schmolz in meiner Faust. Als marmeladendicke Flüssigkeit tropfte es zu Boden, wo es kleine Lachen bildete, die der weiche Untergrund aufsaugte.

Das Gefühl, wieder den Dolch zu besitzen, war kaum zu beschreiben.

Ich hätte am liebsten gejubelt, doch das blieb mir im Hals stecken, als ich die Klinge betrachtete.

Etwas war mit ihr geschehen.

Ich drehte sie von einer Seite auf die andere, um sie genau betrachten zu können. Suko trat näher, und er war es auch, der mir auf die Sprünge half.

»Verdammt, John, die Zeichen sind verschwunden!«

In der Tat hielt ich einen völlig normalen Silberdolch in meiner rechten Hand. Da war nichts mehr zu sehen, kein Allsehendes Auge, keine Signatur der Erzengel.

»Er hat einmal Baal gehört«, flüsterte Suko. »Daran solltest du immer denken.«

»Sicher.« Meine Antwort klang kratzig. Ich überlegte, ob der Dolch zu einer völlig normalen Waffe geworden war oder ob er sich noch magisch aufgeladen zeigte?

Es war egal, eine Antwort würde ich nicht finden.

Wladimir Golenkow kam herbei. »Kann mir einer von euch erklären, was das vorhin gewesen ist?«, fragte er.

Ich schaute in seine ungläubig staunenden Augen. »Das will ich dir sagen. Hast du mal etwas von einer höheren Macht gehört?«

»Ja.« Er lachte. »Aber daran glauben…«

»Solltest du jetzt, mein lieber Wladimir.«

Er nickte nur und ging zu dem Mädchen, das sich erst jetzt hinter der Altarplatte hervortraute.

Suko blieb neben mir stehen. »Es scheint, dass wir diesmal den Fall als abgeschlossen betrachten können. Meinst du nicht auch?«

»Das hoffe ich doch sehr.«

So ganz abgeschlossen war er nicht, denn als wir zu unserem Boot zurückgingen, hörten wir eine Frauenstimme über den Sumpf und dumpf durch den Nebel hallen.

Es war Lady Sarah, die um Hilfe rief.

Wir suchten und fanden sie nach einer Weile. Die alte Dame war völlig aufgelöst. Unter Tränen berichtete sie uns von dem Tod des Russen Karpow.

Auch Lara war entsetzt. Sie weinte ebenfalls. Wir verteilten uns in die beiden Boote, ich blieb bei Lady Sarah und der jungen Russin. So hörte ich die Geschichte, die Mrs Goldwyn erlebt hatte, und ich vernahm auch ihre Selbstvorwürfe.

Obwohl ich dagegen sprach, wollte sie nichts davon wissen. »Nein, mein Junge, ich hätte nicht mit in den Sumpf fahren sollen. Ich hätte überhaupt im Dorf bleiben sollen, so habe ich die Schuld am Tode eines Menschen auf dem Gewissen.«

Sarah Goldwyn war eine Frau mit Charakter. Allein ging sie zu der Witwe, um mit ihr zu sprechen. Und sie redete sehr lange mit ihr. In der Kommandantur trafen wir uns wieder.

Forschend blickte ich unsere Freundin an. Sie machte einen etwas erlösten Eindruck. »Lara wird bei ihrer Pflegemutter bleiben. Ich habe ihr versprochen, ein wenig für sie zu sorgen und sie zu unterstützen. Sie soll eine Ausbildung erhalten.«

Einen weiteren Kommentar gab Lady Sarah nicht. Sie wollte mit den Problemen allein fertig werden.

Das respektierten wir.

Am anderen Tag traten wir die Rückreise an. So herrlich ich die russische Landschaft auch empfunden hatte, so sehr freute ich mich wieder auf London, obwohl dort sicherlich neue Fälle auf dem Tisch lagen.

Diesmal kehrte ich mit einem guten Gefühl zurück. Der mächtige Götze Baal hatte eine Niederlage erlitten, und ich besaß wieder meinen Dolch.

Wie er jetzt reagierte, würde die Zukunft erweisen.

ENDE